

Augsburger Volkskundliche Nachrichten

Wachsbrauchtum zu Weihnachten

Entstehung und kultureller Wandel unter Berücksichtigung der Bestände der Firma Riess, Schwäbisch Gmünd

von Daniela Schwarzmeier

Kultur und Spiel

Der Zusammenhang von Kultur und Spiel am Beispiel des Phänomens Karneval

von Michael Schwendinger

Wahrsagerei – der Blick in die Zukunft

Vorhersagen während des Ersten Weltkrieges

von Werner Schneider

Berichte

Publikationen

Veranstaltungskalender

Universität Augsburg - Europäische
Ethnologie/Volkskunde
11. Jahrgang - Heft 2 - Nr. 22
Dezember 2005 - Preis: 5,-

Liebe Freunde der Volkskunde!

Das Jahr neigt sich dem Ende zu. Der kalte Sommer und der sehr milde Herbst haben ein wenig vergessen lassen, daß jede Jahreszeit ihr eigenes Gepräge hat. Nun geht es rasch auf das Weihnachtsfest zu, die Märkte sind eröffnet, die Tage sind kurz und man holt die Weihnachtsschachtel aus dem Schrank. Was sich da wohl alles findet? Daniela Schwarzmeier hat sich im Rahmen ihrer Magisterarbeit mit Weihnachtsschmuck aus Wachs beschäftigt, wie er in der ersten Hälfte des Zwanzigsten Jahrhunderts im Handel war. Sie präsentiert in diesem Heft die Produktpalette der Wachszieherei der Gebrüder Riess aus Schwäbisch-Gmünd, die zu Teilen im Volkskundemuseum in Oberschönenfeld eingelagert ist. Die Firma, die heute nicht mehr existiert, zählte im 19. und frühen 20. Jahrhundert zu den wichtigsten schwäbischen Lieferanten von Wachswaren. Das bezog sich auf den gesamten Jahreskreislauf. Da dieses Material einschließlich der Gußformen, Inventarlisten und Kataloge sehr umfangreich war, hat sie sich auf die Zeit zwischen ca 1890 und 1910 konzentriert. Das Bild, was sie von den Wachswaren zeichnet, bezieht sich also auf die Zeit kurz vor dem Ersten Weltkrieg. Wir wollen damit auch Erinnerungen an schlichte und handwerklich gefertigte Weihnachtsdekoration wecken, die sich gegen den heutigen bunten, ja bisweilen sogar grellen Baumschmuck abhebt. Vielleicht fehlt es in unserer lauten Welt insgesamt an Ruhe und Kontemplation, was die Feste im Jahreslauf doch eigentlich ausstrahlen sollten.

Michael Schwendinger setzt sich in diesem Heft mit einer Thematik auseinander, die schon viele Wellen geschlagen hat, mit dem Karneval. Er bewegt sich jedoch etwas abseits der Diskussion um das Alter oder die Herkunft dieses Ereignisses, indem er sich die Frage stellt, ob unter spieltheoretischen Gesichtspunkten ein neues Bild vom Karneval entsteht. Er beleuchtet in seinem Beitrag den Zusammenhang zwischen der Normalität des Alltags und den Irrealen der närrischen Zeit durch

den Begriff des Spiels.

Im vergangenen Winter haben wir uns mit der Frage beschäftigt: Was bringt uns die Zukunft? Aus dieser Lehrveranstaltung kommen bis heute anregende Arbeiten, wie die von Werner Schneider über die Prophezeiungen über den Kriegsausgang des Ersten Weltkriegs. Auf diesem Gebiet gibt es für Volkskundler noch viel zu tun, beschäftigt sich das Thema doch mit der Alltagswelt und den Ängsten der Mitlebenden, die von Krieg und Katastrophen nicht verschont blieben. Auch in unserer Zeit sind Ängste zu spüren über die Zukunft der Menschheit. Wie werden wir alt, was können wir der nächsten Generation mit auf den Weg geben, um Krisen zu bewältigen, wie können wir verhindern, daß die Globalisierung unsere Gesellschaft aus dem Anker reißt? Das sind Fragen, die wir im Rahmen unserer Disziplin diskutieren. Wir beteiligen uns deshalb sehr gerne an der Interkulturellen Akademie Augsburg. Am 25. und 26. November hat in der Volkshochschule unter Beteiligung von Christiane Lembert, Peter Bommas und mir eine öffentliche Fachtagung zum Thema „Die Multikulturelle Stadt“ stattgefunden.

Wir haben trotz der immer noch steigenden Studierendenzahlen – ca vierhundert sind es nun – und massiven Engpässen beim Personal auch Erfreuliches zu berichten. Martina Switalski hat ihre Doktorarbeit über „Landmüller und Industrialisierung. Sozialgeschichte fränkischer Mühlen im 19. Jahrhundert“ im Druck vorgelegt, sie ist im Waxmann Verlag erschienen. Andrea Hartl arbeitet sich in ihr Volontariat im Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart ein und entwickelt Ideen für ihre Doktorarbeit und Kwi-Ja Kim hat den diesjährigen DAAD-Preis für herausragende Leistungen ausländischer Studierender an deutschen Hochschulen gewonnen. Eine Reihe sehr guter Magisterarbeiten ist auf dem Weg, ein Teil unserer AbsolventInnen hat einen festen Arbeitsvertrag, wie Janina Haberecht bei der Rundfunkagentur „FM Radio Network“. Unsere Zusammenarbeit mit dem Augsburger Puppenkistenmuseum und seinem Direktor, Herrn Oliver Seitz, gestaltet sich wie immer sehr erfreulich, viele Studierende erwerben sich dort über Praktika erste Einblicke in das Museumsgeschehen. Das Bauernkriegsmuseum in Leipheim hat soeben seine Türen geöffnet, wir danken hier noch einmal Frau Susanne Fuder für ihren großen Einsatz und ihre

intensive Schulung unserer Praktikanten. Mit anderen Worten: der Bedarf an Kulturvermittlern ist überall zu spüren, leider fehlt es oft an der finanziellen Ausstattung. Doch wir sind weiterhin optimistisch und das große Engagement unserer Studierenden ist in dieser Situation geradezu tröstlich.

Es grüßt Sie aus Augsburg und wünscht eine schöne Adventszeit und ein Frohes Fest

Me
Sabine Döing-Mantuffel

Aufsätze

Weihnachtsbrauchtum zu Weihnachten

Entstehung und kultureller Wandel unter Berücksichtigung der Bestände der Firma Gebrüder Riess in Schwäbisch Gmünd

von Daniela Schwarmeier..... 6

Kultur und Spiel

Der Zusammenhang von Kultur und Spiel am Beispiel des Phänomens Karneval

von Michael Schwendinger..... 45

Wahrsagerei - Der Blick in die Zukunft

Vorhersagen während des Ersten Weltkriegs

von Werner Schneider..... 69

Berichte

Grußwort anlässlich der Verleihung des DAAD-Preises an Frau Kwi-Ja Kim

von Sabine Doering-Manteuffel..... 91

Einführung in die praktische Museumsarbeit

Ausstellungsprojekt des Faches Europäische Ethnologie/Volkskunde mit dem Heimat- und Bauernkriegsmuseum Leipheim. Teil 2

von Anamaria Carabeu und Diana Moraru..... 94

Publikationen

Ein guter Mann ist harte Arbeit

Eine ethnographische Studie zu philippinischen Heiratsmigrantinnen

besprochen von Christiane Lemberg-Dobler 98

Asyl und Konflikt von der Antike bis heute

Rechtsethnologische Untersuchungen von Bertram Turner

besprochen von Melanie Stetter 102

Nekropolis

Der Friedhof als Ort der Toten und der Lebenden

besprochen von Achim Weber 104

Neu bei 54

vorgestellt von Gerda Schurrer 106

Veranstaltungskalender.....109

Impressum.....136

Wachsbrauchtum zu Weihnachten

Entstehung und kultureller Wandel unter Berücksichtigung der Bestände der Firma Gebrüder Riess in Schwäbisch Gmünd

von Daniela Schwarzmeier

„Das Wachs dient zu tausendfältigem Gebrauch im täglichen Leben.“¹

Dies wusste schon PLINIUS 79 n. Chr. zu berichten. Bis heute hat das Universalmittel Wachs nichts von seiner Bedeutung eingebüßt und findet in fast allen Lebensbereichen Verwendung, etwa beim Wachsauerschmelzverfahren, als Grundstoff von Kosmetika oder, in jüngster Zeit, als Werkmittel in der Labortechnik. Neben diesen technologischen Bezügen spielen vor allem die kulturellen Gesichtspunkte eine große Rolle. Wachs hat insbesondere im kirchlich-liturgienahen Brauchtum und in Volksbräuchen einen hohen Stellenwert; das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens nennt die Verwendung von Wachs und Kerzen in vielerlei Bereichen, ebenso kommt es bei liturgischen Handlungen, bei der Rechtsprechung oder als Heilmittel zum Einsatz.²

Anhand von schriftlichen Quellen und solchen aus der bildenden Kunst ist seit dem Mittelalter eine Vielzahl von Wachsbräuchen überliefert. Sie umfassen die ganze Bandbreite zwischen Volksglauben und Volksfrömmigkeit und betreffen sowohl die einzelnen Lebensphasen als auch den Jahresverlauf. Beim näherer Betrachtung zeigt sich verständlicherweise eine deutliche Betonung von Lichterbräuchen, die in der Mehrzahl während des Winterhalbjahres stattfinden und dabei vor allem auf die Weihnachtszeit entfallen.³

Der erste Teil dieses Beitrages konzentriert sich deshalb auf die Verwendung von Wachs innerhalb des Weihnachtsfestkreises⁴ der katholischen Kirche. Aus der Vielzahl dieser winterlichen Bräuche, zu denen etwa die Wachsstöcke der Roratemessen, der Adventskranz oder das

Mettenlicht gehören, musste aus Platzgründen eine Auswahl getroffen werden. Im Folgenden werden deshalb exemplarisch die Weihnachtskrippe und der Christbaum mit seinem vielfältigem Schmuck näher betrachtet. Dabei wird die Entstehung der ausgewählten Bräuche rekonstruiert und es wird ausführlich auf den Wandel eingegangen, der sich insbesondere in Bayern und dem deutsch-österreichischen Alpenraum während der letzten 200 Jahre vollzogen hat.

Der zweite Teil des Aufsatzes beschäftigt sich mit der Firma GEBRÜDER RIESS in Schwäbisch Gmünd. Die Firmengeschichte zeigt in exemplarischer Weise, wie ein ursprünglicher Handwerksbetrieb im 19. Jahrhundert zur Wachwarenfabrik ausgebaut und den veränderten Marktbedingungen angepasst wurde. Im Zentrum der Betrachtung stehen wiederum diejenigen RIESS'SCHEN Wachwaren, die mit der Weihnachtszeit verknüpft sind – vor allem Krippenfiguren, Galanteriewaren und Christbaumkerzen.

In der sich wandelnden Produktpalette der Firma GEBRÜDER RIESS spiegeln sich auch die Veränderungen des Brauchtums wider. Deshalb ermöglicht es das konkrete Beispiel dieser Firma, zu untersuchen, welche wirtschaftlichen Folgen die Veränderung des Brauchtums nach sich zieht, oder auch, inwieweit es den Produzenten möglich ist, mit ihren Erzeugnissen auf die Ausgestaltung der Bräuche Einfluss zu nehmen. Überlegungen zu derartigen Wechselwirkungen – auch im größeren, gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang – bilden den Abschluss der Untersuchung.

Der Heilige Abend

Die Entstehungsgeschichte der Weihnachtsfeier ist bis heute noch nicht vollständig geklärt, obwohl sich eine Vielzahl volkskundlicher und religionswissenschaftlicher Forscher damit beschäftigt hat. Mittlerweile gibt es diverse Theorien darüber, warum Weihnachten auf den 25. Dezember gelegt wurde. Und obwohl keine der Annahmen die Frage abschließend beantworten kann, gilt die apologetisch-religionsgeschichtliche Hypothese als die wahrscheinlichste.⁵

Die „Natalis Christi“ beging man bis ins 4. Jahrhundert an Epiphanie.⁶ Im Jahr 336 wurde der Festtag auf den 25. Dezember gelegt und verbrei-

tete sich von Rom ausgehend über Norditalien und Afrika im gesamten Abendland.⁷ Erst die Mainzer Synode von 831 erklärte ihn auch in Deutschland für verbindlich.⁸ Die gesamte Weihnachtszeit war aber bis ins 18. Jahrhundert nicht endgültig ausgestaltet; so änderte sich mehrmals die Anzahl der Festtage und viele Weihnachts- und Adventsbräuche wurden – insbesondere während der Aufklärung – verboten oder verlagert.⁹ Erst mit dem Erstarren des Bürgertums und dem Wandel der Familie im 18. und 19. Jahrhundert entstand schließlich die Weihnachtsfeier, wie wir sie heute kennen.¹⁰ Sie wurde von GOETHE folgendermaßen beschrieben:

„Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einen die unerwartete Öffnung der Tür und die Erscheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Äpfeln in paradiesische Entzückung setzte. – Sie sollen, sagte Lotte, indem sie ihre Verlegenheit unter ein liebes Lächeln verbarg, Sie sollen auch beschert kriegen, wenn Sie recht geschickt sind; ein Wachsstockchen und noch was.“¹¹

Dieses Zitat schildert den Weihnachtsabend des Jahres 1772 und es belegt deutlich, dass Wachsprodukte am Heiligen Abend auf vielfältige Weise zum Einsatz kamen. Nicht nur, dass der Baum im Lichterglanz erstrahlte, es wurden bei der Bescherung auch wächserne Gaben – in diesem Fall kunstvoll verzierte Wachsstöcke – überreicht.

Die einzelnen Brauchelemente des Weihnachtsfestes – allem voran die Weihnachtskrippe und der Christbaum – sollen im Folgenden näher untersucht werden. Dabei wird auch der Wandel der verschiedenen Bestandteile berücksichtigt.

Die Weihnachtskrippe – Entstehung, Entwicklung und Verbreitung

Im Alpenraum war neben dem gefatschten Christkind vor allem die Weihnachtskrippe heimisch. Sie wird zwischen Advent und Maria Lichtmess¹² aufgestellt und hat ihren Ursprung in Süditalien – hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang Neapel und Sizilien. Die Inszenierung beruht auf bildlichen Darstellungen, wie sie schon seit dem 2. Jahrhundert gebräuchlich sind.¹³ Grundlage der Geburtsdarstellung sind die Apokryphen – etwa das Protoevangelium Jacobi – und die Evangelien-

texte, mit „Inventietis infantem pannis involutum, et positum in praeseptio“¹⁴ als zentraler Textstelle.¹⁵

Bereits der griechische Kirchenschriftsteller ORIGENES (185–254) berichtet von Pilgern, die zur Geburtshöhle nach Jerusalem reisten.¹⁶ Im 4. Jahrhundert schließlich bildete die Reliquie der Geburtskrippe in Rom unter Papst LIBERIUS¹⁷ den Mittelpunkt der Weihnachtsmesse.¹⁸ Diesem Beispiel folgend wurden in anderen Kirchen Nachbildungen der Krippe¹⁹ aufgestellt; daneben gab es seit dem Beginn der Gotik Krippenaltäre, welche einzelne Episoden der Geburt Christi – etwa die Anbetung durch die Könige – zeigten. Diese in den Altar integrierten Szenen könnten neben den Mysterienspielen des Mittelalters und der mystischen Visionsliteratur, wie etwa die Beschreibungen der HL. BRIGITTA VON SCHWEDEN, Einfluss auf die Entstehung der Weihnachtskrippe gehabt haben.²⁰

Die Weihnachtskrippe im heutigen Sinne – als räumlich-figürliche Inszenierung der Geburt Christi – lässt sich anhand von Quellen erstmals Ende des 15. Jahrhunderts in Süditalien nachweisen. Von dort gelangte die vielfigurige Krippe über die Alpen und Tirol nach Deutschland, wo sie seit dem 16. Jahrhundert bei Adel und Klerus zu finden war. Zudem breitete sich der Brauch während der Gegenreformation – getragen von den Jesuiten, welche die barocke Inszenierung als anschauliches Mittel zur Unterweisung der Gläubigen benutzten – rasch aus und wurde auch im gehobenen Bürgertum heimisch.²¹

Im ausgehenden 18. Jahrhundert erreicht die Krippe dann auch die Wohnräume der einfachen Bevölkerung, wozu vor allem die Verbote, in der Öffentlichkeit Krippen aufzustellen, beitrugen.²² Denn erst durch diese Repressalien, die in Zusammenhang mit Aufklärung und Säkularisation standen, wurde die Krippe aus den Klöstern und Kirchen vertrieben und fand so in den Familien Aufnahme, wo sie zum Mittelpunkt der Weihnachtsfeier wurde. Dabei übernahm die Bevölkerung zum einen die erhaltenen Figuren der verbotenen Klosterkrippen, zum anderen entstand ein Markt für Krippenfiguren, welche von Laien oder Handwerkern in Kleinserien gefertigt und verkauft wurden.²³

Im Gegensatz zur Entwicklung der Krippe im 17. und 18. Jahrhundert, die in der Literatur weitgehend stringent dargestellt ist, lässt sich von der nachfolgenden Situation kein eindeutiges Bild skizzieren. Über die

Akzeptanz der Krippe in der Bevölkerung gibt es divergierende Meinungen; so heißt es bei DAXELMÜLLER, dass die Krippe seit dem 19. Jahrhundert in Deutschland ein weit verbreiteter Brauch ist, wohingegen TILLE die Meinung vertritt, dass die Krippe bereits in den 1830er Jahren vom Tannenbaum verdrängt wurde. Bei LEOPRECHTING findet sich gar die Annahme, dass die Krippe im 19. Jahrhundert lediglich in den Städten verbreitet und auf dem Land noch unbekannt ist.²⁴

Auch die momentane Situation ist aufgrund vieler verschiedener Entwicklungen nur schwer darzustellen. Auf den ersten Blick scheint die Krippe im privaten Bereich immer mehr ins Hintertreffen zu geraten, man nimmt sich nicht mehr die Zeit, selbstständig einen Krippenberg zu errichten. Stattdessen wird, wenn überhaupt, die Krippe samt Stall komplett im Laden gekauft, wo zur Weihnachtszeit zahlreiche Varianten angeboten werden. Daneben erfreuen sich semiöffentliche Veranstaltungen wie das Krippenschauen, das heutzutage gewöhnlich von Krippenvereinen initiiert wird, steigender Beliebtheit und auch in den Museen sind Krippenausstellungen regelrechte Publikumsmagnete. Scheinbar verlagert sich also die Krippeninszenierung von den Familien weg hin zu einem öffentlichen Schaubrauch.

Krippenaufbau, Figuren und Zubehör

Man muss – trotz wechselseitiger Beeinflussung – zwischen den Kunstkrippen der Kirchen, Adels- und Bürgerhäuser und den einfacheren Volkskrippen unterscheiden. Denn obwohl alle Krippen das Leben Christi als „*theatrum sacrum*“ darstellen, unterscheiden sie sich doch in ihrer Dimension, ihrer Ausstattung und ihrem künstlerischen Wert.²⁵

Die dargestellten Szenen orientieren sich an den Evangelientexten der Weihnachtszeit und umfassen somit zwölf mögliche Aufstellungen, von Maria Verkündigung (18. Dez.) bis zur Hochzeit zu Kana (2. Sonntag nach dem 6. Jan.). Neben diesen religiösen Szenen waren und sind in die volkstümliche Krippe auch Genredarstellungen integriert, in welchen sich die Alltagskultur der jeweilige Epoche widerspiegelt. So ist beispielsweise die Bekleidung der Figuren, vor allem der Hirten und Statisten, der regionalen Tracht angepasst.²⁶ Je nach Krippenart – im deutschsprachigen Raum finden sich Kasten-, Bühnen- und Land-

schaftskrippen – werden die Szenen simultan oder nacheinander aufgestellt.²⁷ Häufig sind in einer Krippe Figuren aus unterschiedlichsten Materialien vereint: Neben vollplastischen Figuren aus Holz findet man auch solche aus Papiermaché oder Wachs²⁸, außerdem flache Tonmodelfiguren – sogenannte Bachene – und Papierfiguren.²⁹

Im süddeutschen Raum war neben den Wachsfiguren auch wächsernes Krippenzubehör verbreitet.³⁰ Diese „Finimenti“³¹ gehören im weitesten Sinne zu den Galanteriewaren,³² welche die Realität in naturalistischer Form wiedergeben. Im 19. Jahrhundert waren diese dann in bestimmten Ausprägungen, etwa als Abhebfiguren, beliebte Gast- und Liebesgeschenke, denen jeweils eine bestimmte Aussage innewohnte.³³ Zu den Galanteriewaren zählen auch die fein geflochtenen Waren, die sich im 19. Jahrhundert aus der Kunst des Wachsstocklegens entwickelten. Sie umfassen Schalen, Körbe und Käfige en miniature, die aus dünnen Wachszügen geflochten oder gewickelt wurden.³⁴ Als die Galanteriewaren des Biedermeier nicht mehr so begehrt waren, wurden die wächsernen Körbe, Tiere, Esswaren und Pflanzen stattdessen als Krippenausstattung – etwa für die Hochzeit zu Kana – oder als Dekorationsobjekte angeboten. Auch als Spielwaren für Kinder wurden sie bis in die 1950er Jahre verwendet, etwa für den Einkaufsladen oder die elektrische Eisenbahn. Obwohl sich also die Funktion der Galanteriewaren wandelte, blieb ihre äußere Form weitestgehend konstant. In der Nachkriegszeit wurden die Wachsobjekte schließlich von Erzeugnissen aus Kunststoff abgelöst.³⁵

Der Christbaum

Heute können wir uns den Heiligen Abend ohne Weihnachtsbaum kaum noch vorstellen. Dabei ist der Christbaum, ähnlich wie der Adventskranz, ein relativ junger Brauch, dessen Entwicklung erst im 19. Jahrhundert abgeschlossen war. Es ist zwar anzunehmen, dass er wesentlich ältere Elemente beinhaltet, der Wissenschaft ist es jedoch noch nicht gelungen, die Geschichte der einzelnen Brauchkomponenten und deren Verschmelzung eindeutig zu klären.³⁶

Deshalb findet man in der Literatur bis heute divergierende Erklärungsansätze über die Entwicklung des Christbaums.³⁷ So führt ADOLF SPAMER

etwa Zweige und Bäume an, die während des Winters in der Stube künstlich zum Blühen gebracht und geschmückt wurden. Diese bezeichnet er als Paradies- oder Lebensbäume und geht davon aus, dass ihr Schmuckwerk – etwa Äpfel und Oblaten – auf den Weihnachtsbaum übertragen wurde.³⁸ Eine andere Theorie besagt, dass der Brauch dem Vorstellungskreis der Rauhächte entspringt und auf die Zweige und Büsche, die während dieser Zeit bei Brauchhandlungen verwendet wurden, zurückzuführen ist.³⁹ Dieser Ansatz wurde verstärkt während des Nationalsozialismus weiterverfolgt. Dort hieß es, dass der Christbaum mit Fruchtbarkeitskulten im Zusammenhang steht, sich bis in heidnische und germanische Vorzeit zurückverfolgen lässt und mit dem Julbaum verwandt ist.⁴⁰ Vereinzelt findet man diese ideologisch eingebundene Theorie noch in zeitgenössischen Publikationen,⁴¹ obwohl sie von vielen Forschern in Frage gestellt wird. Etwa von INGEBORG WEBER-KELLERMANN, die einen auf Quellen basierenden sozialhistorischen Ansatz vertritt und von einem rein linearen und deskriptiven Vorgehen abrät, da dieses ihrer Ansicht nach zu Fehldeutungen führt.⁴²

„Feste werden von Gruppen gestaltet als kulturelle Funktion der ökonomischen Basis dieser Gruppen. Das ist ihre strukturelle gesellschaftliche Bedeutung. Selektiert man jedoch einzelne Elemente zum Zwecke der Deutung entsprechend den subjektiven Auswahlprinzipien des jeweiligen Forschers, und reißt sie damit aus ihrem funktionalen Zusammenhang heraus, so führt das allzu leicht zur Ideologisierung in der einen – germanisch-heidnischen – oder anderen – der christlichen – Richtung.“⁴³

Für die Rekonstruktion des Brauches bezieht sich WEBER-KELLERMANN auf Quellen des späten 15. und 16. Jahrhunderts.⁴⁴ Anhand dieser schriftlichen Zeugnisse, wie etwa Stubenmeisterrechnungen, stellt sie – ebenso wie einige ihrer Kollegen – die Theorie auf, dass der Ursprung des Weihnachtsbaumes im öffentlichen Bereich zu suchen ist und dort vermutlich im Umfeld von Zünften und Gesellschaften seinen Anfang genommen hat.⁴⁵ Dort wurden zu bestimmten Festtagen und nach Umzügen geschmückte Bäume in den Stuben aufgestellt.⁴⁶ Sie durften von den Kindern der Zunftgenossen an einem festgelegten Tag abgeerntet werden. Als Datum für diesen Brauch sind in den Quellen neben dem Heiligen Abend auch Nikolaus, Silvester oder der 6. Januar zu finden,

weshalb die Vermutung nahe liegt, dass es sich dabei um keinen expliziten Weihnachtsbrauch gehandelt hat. Trotzdem kann man davon ausgehen, dass diese Bäume zu einem späteren Zeitpunkt in die familiäre Weihnachtsfeier übernommen wurden und die Grundlage des heutigen Weihnachtsbaumes gebildet haben.⁴⁷

Der unserem Kulturverständnis entsprechende Christbaum findet sich erst Anfang des 17. Jahrhunderts. So wird als frühester schriftlicher Beleg über das Aufstellen eines Weihnachtsbaumes im privaten Umfeld gemeinhin aus einem mit „Memorabilia quaedam Argentorati observata“ betitelten Text von 1604 zitiert:

„Auff Weihnachten richtett man Dannenbäum zu Straßburg in den Stuben auff, daran hencket man roßen auß vielfarbigem papier geschnitten, Aepfel, Oblaten, Zischgold, Zucker.“⁴⁸

Diese Beschreibung lässt bereits an den heutigen Weihnachtsbaum denken, obgleich noch keine Christbaumkerzen angesprochen werden.⁴⁹ Auch in der von 1642 stammenden Predigt von JOHANN KONRAD DANNHAUER, der darin den Weihnachtsbaum, „den man zu Hause aufrichtet denselben mit Puppen und Zucker behängt und ihn hiernach schüttelt und abblühen lässt“, kritisiert, sind noch keine Kerzen erwähnt.⁵⁰

Der im Umfeld der Zünfte entstandene Weihnachtsbaum war schon 50 Jahre später an Adelshöfen gebräuchlich und hatte sich mittlerweile zum Lichterbaum entwickelt.⁵¹ Seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert lässt sich dieser auch in großbürgerlichen Familien und in den Haushalten hoher städtischer Beamter nachweisen und wurde von dort ausgehend im niederen Bürgertum heimisch.⁵²

In der übrigen Bevölkerung verbreitete sich der Christbaum erst nach dem deutsch-französischen Krieg. Zum einen über heimkehrende Soldaten, welche den Brauch durch die Kriegsweihnacht 1871 kennenlernten, als am Heiligen Abend auf Anordnung der Heeresleitung in allen Lazaretten und Quartieren ein Weihnachtsbaum aufgestellt wurde.⁵³ Zum anderen über Sammelbilder und Feldpostkarten, auf denen zum Beispiel KAISER WILHELM I. bei der Weihnachtsfeier dargestellt wurde.⁵⁴ Während der Gründerjahre nach dem Krieg erfreute sich der Weihnachtsbaum immer größerer Beliebtheit und zeugte vom Wohlstand

dieser Epoche.⁵⁵ Dies war unter anderem bedingt durch die neu entwickelten Transportmittel, insbesondere die Eisenbahn, die dafür sorgten, dass die Bäume auch in waldarmen Gebieten erhältlich wurden.⁵⁶ Nur in katholischen Landstrichen galt der Weihnachtsbaum weiterhin als „Protestantisches Zeug“⁵⁷, weshalb dort bei einem Großteil der Bevölkerung noch bis ins 20. Jahrhundert die Krippe den Mittelpunkt des Weihnachtsabends bildete.⁵⁸ Erst nach dem Ersten Weltkrieg wurde der Christbaum dort ebenfalls heimisch und entwickelte sich dadurch zu einem überkonfessionellen Brauch, der zu einem Symbol für die deutsche Weihnacht wurde.⁵⁹ Im 20. Jahrhundert verbreitete sich der Weihnachtsbaum im übrigen Europa und in Übersee und wurde, von Amerika ausgehend, als „Baum für alle“ auf öffentlichen Plätzen aufgestellt.⁶⁰ Obwohl sich der Weihnachtsbaum und die dazugehörige Feier also binnen der letzten 300 Jahre in allen Bevölkerungsschichten durchgesetzt haben, blieb die Ausgestaltung des Festes doch sozial differenziert.⁶¹ Das heutige Erscheinungsbild des Brauches wurde vor allem vom Bürgertum⁶² geprägt. Durch das Begehen spezieller Familientage und Bräuche versuchte man die Familienidentität zu stärken; dabei verlieh insbesondere das streng ritualisierte Weihnachtsfest dem Bedürfnis der bürgerlichen Kleinfamilie nach Intimität Ausdruck, mit dem Christbaum als Symbol.

Durch den Wandel der Wohn- und Arbeitswelt wurde der Mann zum Alleinernährer und die Frau war nur noch für die Ausgestaltung der familiären Binnenwelt zuständig und konzentrierte sich vor allem auf die Erziehung der Kinder. Auch die Wohnkultur änderte sich parallel zum beschriebenen Wandel in der Familienstruktur. So kamen etwa die Kinderzimmer und das repräsentative Wohnzimmer hinzu, welches auch das Zentrum der Weihnachtsfeier bildete.⁶³

Im Gegensatz dazu hatten die Angehörigen der unteren Schichten weder die räumlichen Möglichkeiten noch die finanziellen Mittel, den Heiligen Abend mit Baum und Geschenken zu begehen. Und obwohl sie versuchten, an dem Fest ihren Möglichkeiten entsprechend zu partizipieren, blieb die Weihnachtsfeier überwiegend ein Privileg der Mittel- und Oberschicht.⁶⁴ Die Heilige Nacht entwickelte sich immer mehr zum Geschenktermin,⁶⁵ bei dem vor allem die Kinder im Mittelpunkt standen, welche nun nicht mehr als kleine Erwachsene, sondern als eigenständige

Wesen gesehen wurden.⁶⁶ Dabei fungierte das Christkind als anonymer Gabenbringer und war gleichzeitig eine Art pädagogische Kontrollinstanz, die – ähnlich wie zuvor der Nikolaus⁶⁷ – die Kinder zur Artigkeit anhalten sollte.⁶⁸

„Laßt ihnen den Abend vor Christtag bescheren, wie sich’s gehört. Stellt ihnen ein Wachsstockchen dazu und küsst sie von mir [...] hätt’ ich bey euch seyn können ich hätte wollen so ein Fest Wachsstöcke illuminieren, dass in den kleinen Köpfen ein Widerschein der Herrlichkeit des Himmels gegläntzt hätte.“⁶⁹

Die chronologisch-geographische Entwicklung des mit Lichtern geschmückten Christbaumes⁷⁰ ist durch detaillierte Text- und Bilddokumente gesichert, denn sowohl in der Literatur als auch in der bildenden Kunst ist der Weihnachtsbaum seit der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert ein gängiges Motiv. Die Gemälde und Stiche liefern, ebenso wie die Biografien, Erzählungen und Korrespondenzen, kulturhistorische Informationen über das Weihnachtsfest in früherer Zeit und Details über die diversen Erscheinungsformen des Lichterbaumes.⁷¹ So lassen sich etwa Rückschlüsse auf die unterschiedlichen Baumarten und die verschiedenen Schmuck- und Aufstellungsmethoden ziehen. Zudem finden sich Hinweise auf die Wohnsituation, die Bekleidung und das Schenkverhalten.⁷² Dabei muss aber bedacht werden, dass sich die Texte und Abbildungen zumeist auf gut situierte Adels- und Bürgerfamilien beziehen und somit nur einen kleinen Ausschnitt der gesellschaftlichen Realität wiedergeben.⁷³

Wie bei einer wohlhabenden Familie des 19. Jahrhunderts der Weihnachtsbaum ausgesehen hat, beschreibt HANS CHRISTIAN ANDERSEN in seinem Märchen „Der Tannenbaum“:

„An die Zweige hängten sie kleine, aus buntem Papier ausgeschnittene Netze; jedes von ihnen war mit Zuckerwerk gefüllt. Vergoldete Walnüsse hingen dazwischen als wären sie festgewachsen und über hundert rote, blaue und weiße kleine Kerzen wurden an den Zweigen festgesteckt. Puppen, die leibhaftig wie Menschen aussahen [...] schwebten im Grünen“⁷⁴

Die Verbreitung des Christbaumes lässt sich auf unterschiedlichen Ebenen nachvollziehen: Konfessionell und regional war der Brauch anfäng-

lich vor allem auf Städte⁷⁵ begrenzt und setzte sich zuerst in der protestantischen Bevölkerung Norddeutschlands durch, bis man ihn schließlich auch in den katholischen Gebieten Süddeutschlands akzeptierte und er im 20. Jahrhundert zu einem konfessionenübergreifenden Brauch wurde; er etablierte sich – von Adel und Bürgertum ausgehend – in allen Bevölkerungsschichten.⁷⁶ Vor allem das Bürgertum und mobile Bevölkerungsgruppen, wie etwa Wissenschaftler, Künstler und Schriftsteller, trugen zur Verbreitung des Weihnachtsbaumes bei.⁷⁷

Heute hört man immer öfter den Vorwurf, Weihnachten sei zu einem säkularen Bescherfest verkommen und religiöse Aspekte würden immer mehr zur Nebensache. Dafür würde auch sprechen, dass 95% der Deutschen 1995 bei einer durch 'Focus' initiierten Umfrage angaben, dass sie „Schenken und beschenkt werden“ als den wichtigsten Weihnachtsbrauch ansehen; den Lichtenbaum hielten nur 86% der Befragten für relevant und für einen Kirchgang sprachen sich lediglich 56% aus.⁷⁸ Seit den 80er Jahren ist die Zahl der abgesetzten Bäume, vermutlich verursacht durch Medien und Interessensverbände, die das Waldsterben thematisierten, immer weiter zurückgegangen; so forderte etwa der Bund Naturschutz in den 90er Jahren, auf Weihnachtsbäume zu verzichten.⁷⁹ Auch die stärkere Individualisierung der Gesellschaft, die ein verändertes Freizeitverhalten mit sich brachte, lässt die familiäre, unter dem Weihnachtsbaum begangene Feier ins Abseits rücken. Stattdessen werden „Erholung“ und „Fernreisen“ zum zentralen Anliegen.⁸⁰ Der Symbolgehalt des Baumes nimmt – bedingt durch den Ausverkauf in der Werbung und die kommerzielle Nutzung – immer weiter ab und gleicht heute einem modischen Accessoire.⁸¹ Obwohl also die Form des Weihnachtsfestes weitestgehend gleich geblieben ist, hat sich seine Funktion und Ausgestaltung gewandelt und die einzelnen Bestandteile des Festes, wie etwa der Christbaum, sind nicht mehr verbindlich, sondern optional.⁸²

Vom Schmuck- zum Lichtenbaum

Bis heute ist unklar, wann und aus welchen Gründen sich der grüne Baum mit den Kerzen verband, weshalb es über die Entstehung des Lichtenbaumes eine Vielzahl von Theorien gibt.⁸³ So findet sich der Ansatz, er

stünde mit den römischen Saturnalien und anderen vorchristlichen Bräuchen in Zusammenhang.⁸⁴ Manche Autoren berufen sich gar auf germanische Traditionen und gehen von einer Verschmelzung von vegetationskultischem Tannengrün mit der zur Dämonenabwehr eingesetzten Kerze aus, was schließlich zum Lichterbaum geführt haben soll.⁸⁵ Eine andere Hypothese besagt, dass beleuchtete Weihnachtspyramiden oder Lichterengel, die ursprünglich neben dem Baum aufgestellt wurden, durch ihre Fusion mit dem geschmückten Christbaum zur Lichtertanne geführt haben.⁸⁶ Daneben existiert die Ansicht, dass sich die grünen Zweige und Lichter, die bereits bei anderen, nicht mit dem Weihnachtsbaum im Zusammenhang stehenden Brauchhandlungen verwendet wurden, im Laufe der Zeit zum Lichterbaum verbanden und dadurch in einen neuen Kontext gestellt wurden.⁸⁷ Da es aufgrund lückenhafter Quellen nicht möglich ist, die Entwicklung des Lichterbaumes zu rekonstruieren, kann keine der Theorien für sich in Anspruch nehmen, die Entstehung des kerzenbesteckten Tannenbaums hinreichend geklärt zu haben.

Anhand von schriftlichen Belegen kann der Lichterbaum bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgt werden. Als frühestes Zeugnis hierfür gilt ein Brief LISELOTTES VON DER PFALZ vom 11. Dezember 1708, der an ihre Tochter, die Herzogin von Lothringen, gerichtet ist.⁸⁸ Darin beschreibt sie ihre Kindheitserinnerungen an den Weihnachtsabend des Jahres 1662:

„Da richtet man Tische wie Altäre her [...]. Auf diese Tische stellt man Buchsbäume und befestigt an jedem Zweig ein Kerzchen, das sieht allerliebste aus“⁸⁹

Wie das Zitat zeigt, fanden Kerzen, wohl aus Kostengründen, anfänglich vor allem in höfischer Umgebung und in der bürgerlichen Oberschicht Verbreitung.⁹⁰ Für weniger wohlhabende Haushalte hingegen waren die teuren Kerzen aus Bienenwachs unerschwinglich. Sie schmückten ihren Baum infolgedessen mit Talglichtern, Unschlittkerzen oder kleinen, meist aus Walnussschalen gebastelten Öllampen. Letztere wurden ab Mitte des 19. Jahrhunderts auch gewerblich aus Glas produziert und bildeten eine kostengünstige Alternative zur Bienenwachskerze.⁹¹ Etwa zur selben Zeit entwickelte die chemische Industrie Kerzen aus den Wachsersatzstoffen Stearin⁹² und Paraffin⁹³ und trug so dazu bei, dass

der mit Kerzen geschmückte Baum rasche Verbreitung fand. Endlich war der Lichterbaum auch für die unteren sozialen Schichten bezahlbar.⁹⁴

Über die Anzahl der Christbaumkerzen gibt es in der Fachliteratur keine einheitlichen Aussagen. Man findet etwa die Angaben: „möglichst 24 Kerzen“⁹⁵ oder „12 Kerzen, die für die Heiligen zwölf Nächte stehen“, bis hin zu „über 50 Kerzen“.⁹⁶ In den literarischen Schilderungen variiert die Anzahl der Kerzen ebenfalls, dort wird je nach dargestelltem Milieu von „sechs Wachlichtlein“⁹⁷ oder von mehreren mit zahlreichen Kerzen besteckten Tannen⁹⁸ berichtet. Auch in Märchen ist zum Beispiel von „über hundert rote(n), blaue(n) und weiße(n) kleine(n) Kerzen“⁹⁹ die Rede.

Bezüglich der Weihnachtskerzen ist auch einiges an Volksglauben und Brauchtum überliefert. So sollten die Lichter nur in einer bestimmten Reihenfolge angezündet und gelöscht werden und fungierten zudem als Liebes- und Todesorakel.¹⁰⁰ Auch die Farbe der Kerzen konnte eine bestimmte Bedeutung haben, beispielsweise wurden während des Ersten Weltkriegs für die Soldaten an der Front blaue Kerzen und für die gefallenen Familienangehörigen rote Kerzen angesteckt. Abgesehen von diesem symbolhaften Charakter richtete sich die Kerzenfarbe nach dem individuellen Geschmack des Baumbesitzers oder nach bestimmten Modeströmungen; bis heute wird jede Saison eine neue Trendfarbe festgelegt.¹⁰¹

Halterungen für Christbaumkerzen waren erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts im Handel erhältlich. Zuvor musste man sich mit anderen Mitteln behelfen, etwa mit kleinen Wachsstöcken, welche man entweder direkt um die Äste wickelte oder in kleine Kerzen zerschnitt, erwärmte und auf die Äste klebte. Eine andere Methode bestand darin, den Kopf einer Stecknadel abzukneifen, das Ende zu erhitzen, von unten in die Kerze zu stecken und diese damit am Baum zu befestigen.¹⁰²

Erst als sich die Weihnachtsfeier im Bürgertum durchzusetzen begann und es Brauch wurde, den Baum mit Kerzen zu schmücken, entstanden industriell produzierte Kerzenhalterungen. So gab es ab 1860 den Spiralkerzenhalter zu kaufen und 1867 wurde die „Tülle mit Stift“ patentiert, welche aus einem Metaldorn mit angelöteten Blechlaschen besteht. Eine Dekade später wurden darüber hinaus Klemmkerzenhalter aus geprägtem Blech industriell gefertigt, ebenso Pendelkerzenhalter, welche durch

Gewichte aus Blei oder Zinn im Lot gehalten wurden. Zudem entwickelte man Schraubkerzenhalter, Kerzenhalter mit integriertem Klingelspiel und Lichterampeln.¹⁰³

Dass eine große Nachfrage nach einer festlichen und erschwinglichen Baumbeleuchtung aus Wachs bestand, zeigt sich auch daran, dass bei den Wachsziehereien ab Mitte des 19. Jahrhunderts der Umsatz an Weihnachten anstieg.¹⁰⁴ Und dies, obwohl zu diesem Zeitpunkt bereits zusätzliche Beleuchtungsmittel entwickelt wurden, beispielsweise die anfänglich noch sehr teuren elektrischen Lichterketten, die seit 1885 erhältlich waren. Sie orientierten sich ursprünglich am Aussehen realer Kerzen, zur Jahrhundertwende gab es dann auch farbige Lichter und in den 1920er Jahren wurden die Glühkerzen gar figürlich.¹⁰⁵ Während des Nationalsozialismus waren die Lichterketten dann als „Fälschung“, die im „Widerspruch zum naturhaften Wesen“ des Festes stand, verpönt und wurden erst in der Nachkriegszeit wieder verstärkt verkauft.¹⁰⁶ Heute hat sich die elektrische Weihnachtsbaumbeleuchtung etabliert und wird meist zusätzlich zu den echten Kerzen, die vorwiegend während der Bescherung entzündet werden, angesteckt.

Christbaumschmuck

Der Weihnachtsbaum wurde in seiner Anfangszeit vor allem mit essbaren Dingen geschmückt. Diese „Fressbäume“, die mit Zuckerwerk, Äpfeln und Oblaten behängt waren, finden sich schon in Überlieferungen des 17. und 18. Jahrhunderts.¹⁰⁷ Die als Schmuckwerk verwendeten Backwaren, die während des Biedermeier eine zweite Blüte erlebten und noch bis ins letzte Jahrhundert üblich waren, wurden auf den Weihnachtsmärkten und von Zuckerbäckern angeboten. Ärmere Familien stellten mit Hilfe von Modeln auch selbst Baumschmuck her, etwa die sogenannten „Springerle“ aus mit Anis gewürztem Eierteig, oder Lebzelten, die durch die Zugabe von Tragant¹⁰⁸ haltbar gemacht wurden.¹⁰⁹ Neben den Esswaren fand sich einfach gestalteter Schmuck, wie etwa Papierketten und -blumen oder golden gefärbte Nüsse auf den Bäumen.¹¹⁰ Dabei hatten die verschiedenen Schmuckmittel alle einen bestimmten Symbolgehalt, zum Beispiel deuteten rote Äpfel und Schleifen auf die Kreuzigung Christi hin.¹¹¹

In den letzten Dekaden des 19. Jahrhunderts entstand aufgrund steigender Nachfrage nach Christbaumschmuck ein neuer Wirtschaftszweig. Man begann aus den verschiedenartigsten Materialien, wie Wachs, Watte, Flittergold, Metall, Stoff, Porzellan, Holz und Glas, Baumschmuck herzustellen.¹¹² Dadurch erhielten vermögende Haushalte diverse Möglichkeiten, den Christbaum entsprechend der modischen Vorgaben repräsentativ auszugestalten:

„Da giebt [sic] es goldig und grün schillernde Kerzenhalter, blitzende Eiszapfen, silbern schimmernde Blüten, in deren Kelch die Lichter ihren Strahl tausendfach brechen, blau blinkende Sterne mit silbernen Kometenschweifern, goldenes und farbiges Engelshaar [...] bunte Glaskugeln, Glöckchen [...] das alles ist fix und fertig zu haben.“¹¹³

Und 30 Jahre später hieß es:

„Wer von uns Aelteren hätte wohl in seiner Jugend geglaubt, dass man seinen Christbaum anders schmücken könnte als mit goldenen Äpfeln und Nüssen denen man selbst ihr glänzendes Gewand angezogen hatte [...] heutzutage ist das alles anders.“¹¹⁴

Obwohl es maschinell produzierte Massenware gab, welche die essbare Dekoration und den handwerklich gefertigten Schmuck ersetzte, wurden von ärmeren Familien bis ins 20. Jahrhundert die althergebrachten Schmuckmethoden beibehalten.¹¹⁵ Der wesentliche Grund für das Beharren auf herkömmlichen Dekorationsmitteln war aber nicht Traditionsbewusstsein, sondern fehlende Kaufkraft:

„Ein Bäumchen ist schon für wenige Groschen zu beschaffen; die meiste Sorge macht die Ausschmückung desselben, da die Glassachen usw., wie man sie jetzt verwendet, für den Geldbeutel der Hausfrau die sparen muß, zu teuer sind.“¹¹⁶

Mit diesen neuen Christbaumdekorationen ging aber auch das Wissen um den Symbolgehalt der alten Schmuckmittel verloren.¹¹⁷ An die Stelle der christlichen Ikonografie trat nun eine epochenspezifische Ausgestaltung des Baumes, unter Einsetzung ästhetisierende Elemente. Zu den verbreitetsten Schmuckmitteln zählten Erzeugnisse aus Glas; die gläsernen Zapfen, Kugeln und Glocken stammen vor allem aus dem Erzgebirge,

Böhmen und Thüringen, wo sie seit Mitte des 19. Jahrhunderts mit Hilfe von Modeln in Heimarbeit und später auch industriell gefertigt wurden.¹¹⁸ Um 1870 kam es zu weiteren Entwicklungen auf dem Sektor des Christbaumschmucks. Es entstanden Oblatenbildchen, leonische Drähte und Lametta. Ab 1900 gab es außerdem Engelshaar und Glas-seide und in den 1920er Jahre Figuren aus Celluloid.¹¹⁹

Der Christbaumschmuck kann also auch als kulturhistorische Quelle dienen und sollte nicht nur unter ästhetischen oder kunsthandwerklichen Aspekten betrachtet werden, denn abgesehen von den Materialien wandelten sich auch die Motive im Laufe der Zeit. Jede Epoche brachte ihre eigenen Formen hervor, die sich unter anderem auf herausragende Ereignisse der jeweiligen Ära bezogen. So fanden etwa technische Neuerungen, beispielsweise der Zeppelin, Eingang in den Christbaumschmuck. Ebenso wurden patriotische Motive des Ersten Weltkriegs, etwa die Dicke Berta, das Eiserne Kreuz, Büsten von Kaiser WILHELM II oder Pickelhauben als Baumschmuck angeboten und es gab Spottfiguren, die Franzosen oder Engländer karikierten. In den 20er Jahren zierten Hohlglastiere, die zuvor als Nippes in den Wohnungen gestanden hatten, den Weihnachtsbaum. Während des Dritten Reichs wurde ideologisch gefärbter Schmuck propagiert, wie etwa Kugeln mit Runenmotiven, Hakenkreuze und Führerportraits. Neben diesen epochenspezifischen gab es auch solche Formen, die sich über den gesamten Zeitraum hinweg verfolgen lassen. Dazu gehören Miniaturspielzeuge – exemplarisch hierfür wären Trompeten, Schaukelpferde und Trommeln –, Sterne, Engel und Jesuskinder.

Die Ausgestaltung des Weihnachtsbaumes war und ist also bestimmten Modeströmungen unterworfen. So war im Jugendstil ein natürliche wirkender, weiß geschmückter Baum en vogue und in den 30er Jahren dekorierte man eher rustikal mit roten Äpfeln, Strohsternen und Bienenwachskerzen. Auf diese Schmuckarten wurde auch in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wieder zurückgegriffen, weil der Schmuck der NS-Zeit stark ideologisch behaftet war und deshalb nicht mehr einsetzbar. Zum einen gelangten dabei die erhaltenen Bestände der Familien wieder zu neuen Ehren, zum anderen wurde in der Christbaumschmuck-Produktion, die während des Weltkriegs zum Erliegen gekommen war, auf die Materialien und die Formensprache der Zwischenkriegszeit

zurückgegriffen. Seit den 1960er Jahren wird der Christbaumschmuck kostengünstig in Fernost produziert. Diese Fabrikmassenware, die durch ihre grellen Farben und ihre nachlässige Verarbeitung auffällt und meist aus Kunststoff besteht, ist mittlerweile zum Wegwerfartikel degradiert, der billig zu erwerben ist und je nach Mode ausgewechselt wird. Parallel dazu gibt es natürlich auch weiterhin Familien, die ihren Zierrat über die Generationen hinweg vererben, ihre Baumdekoration selbst anfertigen oder nur hochwertigen Schmuck erwerben.¹²⁰

Seit den späten 50er Jahren wechseln die Schmuckmethoden und die Farbkombinationen fast jährlich und bis heute gibt es jedes Jahr ein neuer Baumschmuck-Trend. Die Vorschau für Weihnachten 2004 dominierten rote Filzanhänger, Rentiere und andere nordisch-rustikal anmutende Dekorationsobjekte. Daneben werden Bäume vorgestellt, die ganz in Weiß und in Pastelltönen gehalten sind und wie eine Reminiszenz an die Stilbäume der letzten Jahrhundertwende wirken. Auch Schmuck für Mottobäume, die sich etwa den Teddybären widmen oder ganz in den Nationalfarben der USA gehalten sind, wird angeboten.¹²¹

Christbaumschmuck aus Wachs

Die ersten Weihnachtsbäume waren fast ausschließlich mit essbaren und natürlichen Materialien geschmückt. Erst nachdem sich der Weihnachtsbaum – vom 18. Jahrhundert ausgehend – in fast allen Bevölkerungsschichten etabliert hatte, entstand ein verstärktes Interesse an repräsentativem Schmuck und Zubehör.¹²² Unter anderem wurde der Christbaum im 18. und 19. Jahrhundert auch mit Wachsfiguren verziert, die von den Wachsziehereien angeboten wurden. Und obwohl Christbaumschmuck aus Wachs – abgesehen von Engeln und Christkindern – im Verhältnis zu anderen Materialien, wie etwa Glas, eher selten vertreten war, gab es doch ein breites Spektrum an Motiven. Dazu zählten nicht nur die vielfältigen Reliefs und Wachsstöcke in weihnachtlichen Formen, sondern auch vollplastische Figuren wie Schneemänner, Tiere und Herzen, Engel und Jesuskinder. Die Wachsfiguren wurden auch in Kombination mit anderen Materialien, etwa Stoff, Papier, Draht oder Watte, angeboten. So sitzt beispielsweise ein wächsernes Eichhörnchen auf einem Schlitten aus Draht, eine Wachs-Eskimofrau steht vor ihrem

Watteglu und ein Jesuskind aus Wachs liegt in einer vergoldeten Walnussschale. Ab 1850 gingen einige Firmen dazu über, den Baumschmuck, der zuvor aus reinem Wachs gefertigt worden war, aus Papiermaché zu produzieren und lediglich mit einer dünnen Wachsschicht zu überziehen, um dadurch die Herstellungskosten zu senken.¹²³

Eine exponierte Stelle auf dem Lichterbaum nehmen Wachseln ein. Da Engel unmittelbar mit dem Weihnachtsgeschehen in Zusammenhang stehen, ist dies nicht weiter verwunderlich. Schon im 17. Jahrhundert findet man Engel aus Wachs als Baumschmuck. Zu den ältesten Objekten gehören dabei die Rauschgoldengel. Sie sind seit dem 18. Jahrhundert durch Stiche und Radierungen belegt, wurden vermutlich aber schon im 17. Jahrhundert auf dem Nürnberger Christkindlesmarkt angeboten und sind bis heute dessen Spezialität. Laut Legende geht der Engel, der auch als Schmuck auf der Christbaumspitze zu finden ist, auf einen Nürnberger „Dockenmacher“ zurück, der ihn nach dem 30jährigen Krieg als Erinnerung an seine verstorbene Tochter fertigte.¹²⁴

Im Laufe der Zeit änderte sich der Bekleidungsstil des Engels ebenso wie die verwendeten Materialien. So wurden Kopf, Arme und Beine neben Wachs auch aus Biskuitporzellan oder aus Papiermaché gefertigt. Letztgenannte Herstellungsmethode könnte dazu beigetragen haben, dass die Rauschgoldengel Mitte des 19. Jahrhunderts eine Renaissance erlebten.¹²⁵

Die ältesten erhaltenen Schwebeengel stammen aus dem frühen 19. Jahrhundert; sie waren aber wohl schon früher als Christbaumschmuck üblich.¹²⁶ In den unterschiedlichsten Varianten und Größen wurden sie aus Wachs gegossen, bekamen anschließend Flügel aus Pappe, Wachs, Glasseide oder Folie und wurden in Stoff gehüllt. Die Haare wurden entweder aufgemalt oder aus Echthaar – beziehungsweise aus Wolle – gefertigt.¹²⁷ Ähnlich wie die Rauschgoldengel wurden auch die Schwebeengel seit circa 1850 kostengünstig aus Papiermaché gefertigt; man überzog sie anschließend dünn mit Wachs, später auch mit Stearin oder Paraffin.¹²⁸

„Da, wo die Zweige über die Krippe reichten, hingen Wachseln in allen Größen. Meine Mutter ließ sie jedes Jahr aus Nürnberg kommen, sie hatten

goldene Flügel, ihr Schurz war hellblau oder rosa und manchmal schmolz ihnen ein Ärmchen weg oder ein Bein.“¹²⁹

Die Wachsengel waren überaus hitzeempfindlich und zerbrechlich. Insbesondere unvorsichtige Behandlung und falsche Lagerung – etwa auf dem warmen Dachboden – trugen dazu bei, dass heute nur noch wenige intakte Figuren erhalten sind.¹³⁰

Bis Ende des 19. Jahrhunderts war Wachs als einziger Werkstoff dazu geeignet, Gegenstände realitätsnah zu modellieren oder zu gießen.¹³¹ Erst die frühen Kunststoffe wie Zelluloid (1869) oder Bakelit (1907) ermöglichten ein ähnlich naturgetreues Abbild der Wirklichkeit und lösten das Wachs in vielen Produktionsbereichen ab; so wurden auch die vormals ceroplastischen Erzeugnisse wie Puppen, Christkindfiguren, gefatschte Jesuskinder oder Weihnachtsengel schließlich aus den neuen Materialien hergestellt.¹³²

Die Wachszieherei Gebrüder Riess in Schwäbisch Gmünd

Zur Geschichte der Wachszieherei in Württemberg und Bayern und speziell zur Firmengeschichte und zum Bestand der Firma GEBRÜDER RIESS findet sich kaum publiziertes Material. Es fehlen vor allem Archivalien. Als Quelle für den Wandel der Produktpalette der FIRMA RIESS dienen daher die wenigen erhaltenen Inventarlisten von 1890–1910, ein Warenkatalog, der vor 1876 entstanden ist und eine Preisliste von 1906. Was die RIESS'SCHEN Firmenbestände betrifft, so sind zahlreiche Gussformen, Mustertableaus, Skizzenblätter und Wachsgüsse erhalten, die sich zum Teil im Besitz von Herrn ANTON METTENLEITER¹³³ befinden, allerdings aber weder gesichtet noch inventarisiert sind. Da diese Materialien unsachgemäß im Keller der Firma gelagert und dort einiges durch Nässe und Schmutz beschädigt wurde, lassen sich Alter, Herkunft und Funktion häufig nur schwer bestimmen. Indes konnte Herr METTENLEITER, der sich seit über 20 Jahren mit der Firma RIESS beschäftigt, wichtige Hinweise zu den Beständen geben.

In manchen Fällen konnten auch Informationen aus anderen bayerischen Wachsziehereien dazu dienen, die bestehenden Lücken zu schließen. Es wurden dazu Kataloge von den mit der Firma RIESS vergleichbaren

Firmen GAUTSCH (München) und MERTZ (München) hinzugezogen. Wo selbst diese Möglichkeiten fehlten, musste auf die zur Verfügung stehende Sekundärliteratur zurückgegriffen werden.

Aufgrund der fehlenden Aufarbeitung der Firmengeschichte und der Bestände kann der hier vorliegende Aufsatz nicht immer eindeutige Ergebnisse liefern; er möge stattdessen als Ausgangspunkt für – bewusst differenzierter angelegte – Forschungsarbeiten gesehen werden.

Firmengeschichte

Die Familie RIESS¹³⁴ stammte ursprünglich aus Aalen, wo sich der Name bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen lässt und im Zusammenhang mit wichtigen Ämtern genannt wird. Als Aalen während der Reformation protestantisch wurde, siedelte der Notar JOHANN PHILIPP RIESS mit seiner Frau und seinen Kindern ins katholische Gmünd über. Dort lernte JOHANN FRANZ RIESS, einer der Söhne von JOHANN PHILIPP, das Wachszieher- und Lebzelterhandwerk. Das Jahr seiner Eheschließung (1685) mit JOHANNA KÖNIG wird in der Literatur als Geburtsstunde der RIESS'SCHEN Wachszieherei genannt.

Dabei ist die Firmengeschichte der GEBRÜDER RIESS eng mit der Stadtgeschichte von Schwäbisch Gmünd verknüpft. Denn der Betrieb wurde in den Aufbaujahren nach dem 30jährigen Krieg gegründet und hätte im protestantischen Württemberg wohl keine Käuferschicht gefunden, da Wachsziehereien zu dieser Zeit fast ausschließlich katholische Kirchen und Klöster belieferten. Die freie Reichsstadt Schwäbisch Gmünd blieb allerdings katholisch und wurde dadurch, ebenso wie die vorderösterreichischen Besitzungen Bayern und Schwaben, zum Hauptabsatzgebiet der Wachszieherei.¹³⁵

Für das Jahr 1756 findet sich der Hinweis, dass ein JOSEPH FERDINAND RIESS in der Waldstetter Gasse 10 das Wachszieherhandwerk ausübte. Er überließ die Firma schließlich seinem Sohn FRANZ XAVER RIESS. Dieser führte die Kerzenzieherei bis zur Hochzeit seiner Tochter JOSEPHA RIESS mit dem Wachszieher ALEXANDER HERLIKOFER weiter. Dann übergab er dem jungen Paar 1828 das Gewerbe. Er selbst erwarb stattdessen ein barockes Bürgerhaus in der Imhofstraße 13 und richtete sich dort einen neuen Laden ein.¹³⁶ Dies ist umso erstaunlicher, als dass die Geschäfts-

gründung in die Zeit nach der Säkularisation fällt, in der die Aufträge für Kirchen und Klöster merklich zurückgegangen sein dürften. Der Familie RIESS gelang es jedoch, durch eine Spezialisierung auf profane Artikel, wie Galanteriewaren und Scherzartikel, auf die veränderten Marktbedingungen zu reagieren. Durch diese neuen Produkte, die sich am Zeitgeist des Biedermeier orientierten, gelang es der Firma, ihr Renommee weiter auszubauen, was auch zahlreiche Auszeichnungen bezeugen.¹³⁷ Durch die Eröffnung der Remstalbahn 1861 und deren Angliederung an das bayerische Schienennetz ergaben sich zudem neue Absatzmöglichkeiten für die Waren, welche zuvor nur innerhalb der Landesgrenzen verkauft worden waren. So bezogen etwa Kaufhäuser in Augsburg und Nürnberg, aber auch Einzelhändler in England, die Produkte der GEBRÜDER RIESS.¹³⁸ Da im späten 19. Jahrhundert der Kundenstamm weiter anwuchs, ist anzunehmen, dass die kleingewerbliche Produktion bereits von einer arbeitsteiligen Herstellung abgelöst worden war, welche die massenhafte Herstellung der Waren garantierte.

Aus der Folgezeit sind zwar die Inventarlisten von 1890 bis 1910 erhalten,¹³⁹ wodurch man einen Überblick über die vertriebenen Produkte erhält; nähere Details über die Firma sind daraus aber nicht ersichtlich. Herr METTENLEITER berichtete jedoch, dass CARL RIESS, der zu diesem Zeitpunkt die Leitung der Firma innehatte, Geschäfte mit Kunden aus England und Übersee tätigte. Diese Geschäftsverbindungen blieben bis zum Ersten Weltkrieg bestehen. Während des Krieges zogen sich die Händler dann vom deutschen Markt zurück, wodurch die Umsätze der Firma RIESS zurückgingen und sich auch die Vielfalt der angebotenen Waren merklich reduzierte.¹⁴⁰

1928 erfolgte die Übernahme und Stilllegung der KÖNIGLICH BAYERISCHEN HOFWACHSWAREN FABRIK J.B. MERTZ in München, mit der die Firma RIESS bereits seit der Jahrhundertwende zusammengearbeitet hatte, was anhand identischer Produkte belegbar ist. Noch heute befinden sich einige der Gussformen der Firma MERTZ im Besitz von Herrn METTENLEITER. Die übernommenen Modellen scheinen aber nicht von der Firma RIESS benutzt worden zu sein, da sich keine entsprechenden Figuren in ihren Verkaufskatalogen finden.¹⁴¹

In der Zwischenkriegszeit wurden weiterhin Kerzen und Krippenfiguren produziert. Während des Zweiten Weltkriegs konnte die Produktion

schließlich aufgrund von Arbeitskräfte- und Rohstoffmangel nicht mehr aufrecht erhalten werden. Erst in den 1950er Jahren wurde die Fertigung in Gmünd unter der Leitung von FRANZ JOSEPH RIESS wieder aufgenommen.¹⁴² 1960 kam es zu einem erneuten Generationenwechsel in der Firma, die Brüder BERTHOLD und CARL RIESS übernahmen die Leitung. Sie versuchten dem Absatzrückgang durch einen Firmenneubau und den verstärkten Einsatz von Maschinen entgegenzuwirken.¹⁴³ Im Oktober 1964 wurde schließlich auch das alteingesessene Kerzenfachgeschäft „Der Bienenkorb“ der FIRMA RIESS in der Imhofstraße 13 wieder neu eröffnet und hatte neben Kerzen und Wachsgebilden nun auch Honig im Sortiment.¹⁴⁴

Trotz aller Bemühungen, kostengünstigere Wachswaren anzubieten, etwa durch den bereits erwähnten Neubau oder die Beschäftigung von Arbeitsimmigrantinnen¹⁴⁵, geriet die Firma Ende der 70er Jahre in Liquiditätsprobleme. Im Gegensatz zu der FIRMA MORSA-WACHSWAREN in Krumbach (Bayerisch-Schwaben), der es durch eine Umstrukturierung in der Produktion gelang, sich von der Krise zu erholen,¹⁴⁶ schafften es die GEBRÜDER RIESS nicht, auf den veränderten Markt zu reagieren. Heute existiert von der FIRMA RIESS nur noch eine Hobby-Wachs-Linie, die seit den späten 70er Jahren unter dem Namen REGINA WACHS-HOBBY geführt wird.¹⁴⁷

Produktpalette der Firma Riess

Die Produkte der Firma GEBRÜDER RIESS ließen sich im 19. und frühen 20. Jahrhundert grob in drei Sparten unterteilen: Zum einen in Dutzend- und Pfundwaren, welche den größten Teil des Angebots ausmachten, zum anderen in Spezereiwaren, worunter etwa Seifen, Kölnisch Wasser, Korkpfropfen und Bindfäden fallen.¹⁴⁸ Die folgenden Betrachtungen beschränken sich auf diejenigen Erzeugnisse der Firma RIESS, die im Weihnachtsfestkreis eine exponierte Stellung einnehmen, also insbesondere die unter „Dutzendware“ aufgeführten Artikel – zu denen unter anderem Christkinder, Engel, Christbaumschmuck, Krippenfiguren, Scherzartikel und Galanteriewaren zählen. Wenn sich im Firmenbestand zu den im ersten Teil des Aufsatzes geschilderten Bräuchen keine Belege finden ließen, wurden Kataloge von vergleichbaren Wachsziehereien als

zusätzliche Quelle herangezogen.

Jesuskinder und Krippenfiguren

Auf dem Katalog-Titelblatt der Firma RIESS von 1906 sind als Spezialität „Wachs-Jesuskinder“ vermerkt. Im Katalog finden sich sowohl kleinformatige „Jesuskinder aus Wachs, liegend, mit gemaltem Haar und Lententuch“ als auch „Jesuskinder aus Wachs, liegend, mit einem Lententuch und Mohairfrisur“, die bis zu 12 Zentimetern groß sind. Über ihren genauen Verwendungszweck ist nichts vermerkt, da sie aber relativ klein ausfielen, kann man davon ausgehen, dass sie als Krippenausstattung gedacht waren, denn auf den folgenden Seiten werden mehrere Jesuskinder ähnlicher Größe inklusive Krippe angeboten, die vermutlich ebenfalls für eine Krippeninszenierung konzipiert waren.¹⁴⁹ Wächserne Krippenfiguren, die schon seit dem späten 17. Jahrhundert in den Krippen der Klöster und Adelshäuser üblich waren, wurden bis ins 18. Jahrhundert von talentierten Klerikern und Laien, aber auch von gewerblichen Wachsbossierern gefertigt. Seit dem 19. Jahrhundert nahmen auch Wachsziehereien solche Figuren in ihr Programm mit auf. Aufgrund der steigenden Nachfrage gingen sie dazu über, Krippenfiguren in Serienfertigung herzustellen und auf Märkten und über Kataloge zu vertreiben.¹⁵⁰ Daneben wurden auch fertig montierte Figuren, Relieffiguren und vollplastische Wachsfiguren in verschiedenen Größen, wahlweise gekleidet oder farbig gefasst, angeboten.¹⁵¹

Auch die Firma GEBRÜDER RIESS hatte an der Wende zum 20. Jahrhundert Krippenfiguren aus Wachs im Sortiment, wie die Preisliste von 1906 zeigt.¹⁵² Bei diesen vollplastischen Figuren handelt es sich um „Krippenfiguren, ca. 6 cm gross, Wachsguss, die Geburt Christi darstellend, fein gemalt“. Neben mehreren Varianten der heiligen Familie gibt es den Königszug, Hirten und Menschen aus dem Volk. Figuren zum Zusammenbauen werden allerdings nicht genannt, obwohl im Bestand von Herrn METTENLEITER diverse Gussformen für Köpfe, Hände und Füße erhalten sind. Es ist daher anzunehmen, dass bei der Übernahme der Firma MERTZ im Jahre 1928 auch die Modeln in den Besitz der Firma RIESS gelangten. Sie entsprechen dem Angebot aus dem Katalog der Firma MERTZ von 1882, wo unter anderem „Köpfe für Krippenfiguren

mit bemalten Haaren“ und „Wachshände für Krippenfiguren“ angeboten werden.¹⁵³ Herr METTENLEITER wusste zu berichten, dass die Firma MERTZ bereits vor der Übernahme als Zulieferer für die Firma RIESS produziert hat. Dies lag wohl vor allem daran, dass sich die verschiedenen Wachsziehereien auf unterschiedliche Produktparten festgelegt hatten: während der Schwerpunkt der FIRMA RIESS seit der Jahrhundertwende auf der Herstellung von Engeln und Christkindern lag, hatte sich die Firma MERTZ auf kunstvolle Krippenfiguren spezialisiert.¹⁵⁴ In der Zwischenkriegszeit und nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Figuren in eingeschränktem Umfang weiterhin produziert. Seit den 1950er Jahren entsprachen die empfindlichen Wachskrippen nicht mehr dem Zeitgeschmack und gerieten immer mehr in Vergessenheit.¹⁵⁵

Neben den Krippenfiguren produzierten die Wachszieher auch wächsernes Krippenzubehör, das sich aus den Galanteriewaren des Biedermeier entwickelt hatte. Als letztere im 20. Jahrhundert nicht mehr begehrt waren, wurden die wächsernen Körbe, Tiere und Esswaren stattdessen auf Weihnachtsmärkten als Krippenausstattung angeboten. Auch als Spielwaren für Kinder wurden sie bis in die 50er Jahre verwendet, etwa für den Einkaufsladen oder die elektrische Eisenbahn.¹⁵⁶

Diese Entwicklung lässt sich auch im Angebot der Firma RIESS nachvollziehen. Die Tierfiguren, die um 1875 als Galanteriewaren verzeichnet sind,¹⁵⁷ findet man in einem späteren Katalog als Krippenzubehör wieder.¹⁵⁸ Aus den Tieren im Katalog von 1875 waren 1906 „Tiere aus Wachs zum Ausschmücken der Krippe“ geworden. Das Sortiment umfasste dabei 79 Tierfiguren 12 verschiedener Gattungen, etwa stehende und liegende Schafe, Löwen und Elefanten. Darüber hinaus gab es „Im Wasser schwimmende Wachstiere, Schwäne, Enten, Gänse, Fische“ und „Vogelkäfige aus Zinn mit Wachspageien“. Die GEBRÜDER RIESS schafften es also in diesem Bereich, durch die Umstellung des Sortiments – unter Beibehaltung der alten Formen – auf die gesellschaftlichen Veränderungen zu reagieren und sich durch die Spezialisierung auf Weihnachtsfiguren und -zubehör dem neuen Markt anzupassen. Noch heute findet man vereinzelt Galanteriewaren in manchen Weihnachtskrippen. Dabei handelt es sich aber zumeist um Objekte aus früherer Zeit, denn die Wachszieher produzieren sie mittlerweile nicht mehr.¹⁵⁹ Die Krippenausstattung – Figuren, Tiere, Gegenstände – wird

heute fast ausschließlich aus Holz oder Plastik angeboten.

Christbaumkerzen und Halterungen

Als sich der Christbaum nach dem deutsch-französischen Krieg auszubreiten begann, wurden bald auch erschwingliche Weihnachtskerzen aus Stearin oder Paraffin produziert. Bereits in den 1880er Jahren sind im Katalog der Firma MERTZ „Christbaumkerzen weiss und in verschiedenen brillanten Farben“ und „Altdeutsche Christbaumkerzen“ verzeichnet.¹⁶⁰ Es ist anzunehmen, dass auch die Firma RIESS Christbaumkerzen in ihrem Sortiment geführt hat. Zwar findet man sie in keinem der erhaltenen Kataloge, es sind aber Mustertableaus mit kleinen Wachslichtern und -stöcken erhalten. Daneben umfasst der Bestand von Herrn METTENLEITER einige einzelne Musterkerzen, die von Größe und Aussehen her wohl ebenfalls als Advents- und Christbaumkerzen konzipiert wurden, jedoch nicht von der Firma MERTZ stammen.¹⁶¹

Dass eine große Nachfrage nach festlicher und erschwinglicher Baumbeleuchtung bestand, zeigt sich auch daran, dass bei den Wachsziehereien ab Mitte des 19. Jahrhunderts der Umsatz an Weihnachten anstieg,¹⁶² und dies, obwohl zu diesem Zeitpunkt bereits künstliche Beleuchtungsmittel entwickelt worden waren.

Parallel zur anwachsenden Nachfrage nach Baumbeleuchtung etablierte sich ein Geschäftsweig, der sich mit der Entwicklung von Halterungen für Christbaumkerzen beschäftigte. Es ist aus den erhaltenen Katalogen der Wachsziehereien aber nicht ersichtlich, ab wann sie zu den Weihnachtskerzen passende Halterungen im Sortiment hatten. Die österreichische Firma WEINKAMMER (Salzburg) bot etwa in ihrem Weihnachtskatalog von 1894 keine Kerzenständer an. Stattdessen vertrieb sie in Klebewachs getunkte Christbaumkerzen, die dadurch „ohne sonstige Halter etc. fest am Baum kleben“ blieben.¹⁶³ Auch für die Firma RIESS lassen sich keine Halterungen nachweisen und bei der Firma JOSEPH GAUTSCH sind in den älteren Preislisten ebenfalls keine Kerzenhalterungen erwähnt; sie finden sich erst im Katalog von 1950.¹⁶⁴ Das betreffende Sortiment umfasst verschiedene „Gautsch-Lichterschalen“ aus „Messing, Holz und Keramik“ für die Befestigungen von Advents- und Weihnachtskerzen, wie zum Beispiel ein Modell aus Tülle und Stift.¹⁶⁵

Christbaumschmuck

Heute sind ja, was die Baumdekoration betrifft, Erzeugnisse aus Glas am meisten verbreitet. Diese gläsernen Zapfen, Kugeln und Glocken stammten ursprünglich vor allem aus dem Erzgebirge, Böhmen und Thüringen, wo sie seit Mitte des 19. Jahrhunderts mit Hilfe von Modeln in Heimarbeit und später auch industriell gefertigt wurden.¹⁶⁶ Es gibt Hinweise darauf, dass auch die FIRMA RIESS mit Glasfiguren experimentiert hat. In den Beständen finden sich einige galvanisierte Formen, in denen keine Wachsrückstände abgelagert sind und die sich zusammen mit Glasscherben und Mundstücken in einer Kiste befinden. Da aber keine intakten Kugeln erhalten sind, und sich auch in den Katalogen keine Belege für Glaserzeugnisse finden, kann zur Untermauerung dieser Theorie lediglich der hohe Gasverbrauch¹⁶⁷ der Firma seit den 1870er Jahren angeführt werden.¹⁶⁸ Zudem stützen die erhaltenen Galvanos die Annahme, denn die Formen – ausschließlich Kugeln und Zapfen – entstammen der Motivwelt der Glasformen und sind für einen Wachsguss eher ungeeignet.¹⁶⁹

Bis in die 1950er Jahre produzierte die Firma GEBRÜDER RIESS Christbaumschmuck aus Wachs. So sind neben Engeln auch flache, reich verzierte Wachsstöcke en miniature in der Form von Herzen und Sternen überliefert. Des Weiteren gibt es kleine Schneemänner, Tiere und Spottfiguren – wie etwa Karikaturen von Engländern und Franzosen – die laut Herrn METTENLEITER alle vor 1900 entstanden sind und ebenfalls als Baumbehang dienen sollten. Für den englischen Markt sind Bestellzettel mit Musterzeichnungen sowie Modeln und Abgüsse erhalten, welche aus derselben Zeit stammen dürften. Darunter befinden sich Bierkrüge, Hexen, Harlekine, der Mann im Mond und Rotkäppchen, alle versehen mit Befestigungsschlaufen. Obwohl also klar ist, dass sie zum Aufhängen gedacht waren, ließ sich ihr genauer Verwendungszweck bisher nicht klären. So könnten sie außer am Weihnachtsbaum auch an Mistelzweigen angebracht worden sein oder zur Dekoration der Wohnung gedient haben.¹⁷⁰

Die Firma GEBRÜDER RIESS war vom späten 19. bis Mitte des 20. Jahrhunderts aber in erster Linie auf die Herstellung von wächsernen Jesuskindern und Engeln spezialisiert, die als Christbaumschmuck oder Krip-

penzubehör genutzt werden konnten.¹⁷¹ Von ihnen sind bis heute Mustertableaus erhalten, die teilweise bereits gereinigt und restauriert wurden. Die fehlenden Engel wurden unter Verwendung der Originalmodellen rekonstruiert oder mit Hilfe von entsprechenden Abbildungen aus dem Katalog von 1906 ergänzt.¹⁷² Die Firma RIESS produzierte die Engel dabei ausschließlich aus Wachs und verzichtete auf einen Kern aus Papiermache, wie er von anderen Firmen verwendet wurde.

Beim Vergleich der erhaltenen Güsse aus den unterschiedlichen Produktionsphasen der FIRMA RIESS zeigt sich, dass innerhalb der industriellen Fertigung ein Qualitätsrückgang stattfand. So hatten beispielsweise die nach dem Zweiten Weltkrieg entstandenen Wachselengel eine viel unnatürlichere Färbung und Oberfläche als die Produkte der Jahrhundertwende, die sich ebenfalls im Besitz von Herrn METTENLEITER befinden.¹⁷³

Resümee

Der im Zusammenhang mit der FIRMA RIESS untersuchte Zeitraum ist geprägt von tiefgreifenden gesamtgesellschaftlichen Wandlungsprozessen. Die Säkularisierung und mit ihr der stete Rückgang der Religiosität fällt ebenso in diese Zeitspanne wie die Industrialisierung; Gesellschaftsstruktur, Arbeitswelt und Familie sind starken Veränderungen unterworfen. Die Auswirkungen betrafen die gesamte Lebenswelt. All diese Faktoren haben auch in der Firmengeschichte ihre Spuren hinterlassen. Die Umstellung der Produktpalette wurde immer wieder angetrieben durch Krisen, die genauso durch technische Neuerungen verursacht sein konnten wie durch die Veränderung von Brauchtumszusammenhängen. Zu Beginn belieferte die FIRMA RIESS ausschließlich Kirchen und Klöster. Nach der Säkularisation verringerte sich diese Absatzmöglichkeit erheblich, da man wesentlich weniger Wachswaren für den liturgischen Gebrauch benötigte. Zudem wurde Schwäbisch Gmünd bei der Gebietsreform dem protestantischen Gebiet Württembergs zugeschlagen. Um wirtschaftlich überleben zu können, erweiterte die Firma ihr Sortiment stark um profane Artikel, wobei vor allem Galanteriewaren eine große Rolle spielten. Dadurch gelang es ihr, neue Kundenkreise zu erschließen. Nach dem Ende des Biedermeier, als die Mode sich gewandelt hatte, musste die Firma auf die veränderte Nachfrage reagieren. Die unmodern

gewordenen Vorlagen wurden zu Krippenzubehör umgedeutet. Dies war der Beginn der Spezialisierung auf Weihnachtsartikel, die erst mit der Durchsetzung von Artikeln aus Kunststoff in den 1960er Jahren obsolet wurde. In den 1970er Jahren fand die ehemalige FIRMA RIESS eine Nische im Bereich Bastelbedarf. Denn nach dem Verschwinden alter Hand-werkstechniken in der Folge der Industrialisierung wuchs in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts das Bedürfnis nach Eigentätigkeit. Nach alten Vorlagen, jedoch von dem Wissen um brauchwürdige Inhalte abgelöst, stellten Privatpersonen als Hobby Wachsgegenstände her.

Die sozialen und industriellen Veränderungen beschränken sich nicht nur auf den handwerklichen Bereich; sie haben darüber hinaus dazu geführt, dass seit dem 19. Jahrhundert Kirche immer mehr zur Nebensache wurde. Daher wird unser Leben heute nicht mehr, wie dies in der Vergangenheit der Fall war, durch Feste und Bräuche strukturiert. Einige der dem religiösen Kontext entstammenden Bräuche sind aus diesem Grund inzwischen ganz in Vergessenheit geraten, andere haben sich zwar erhalten, aber in ihrer Form oder der Bedeutung ihres Inhaltes verändert. Oft betrifft dies auch nur einzelne Teile eines Brauchkomplexes.

Von diesem Wandel blieb auch der Weihnachtsfestkreis nicht verschont. In der Folge sind auch die damit verbundenen Wachsobjekte und ihre Verwendung in Vergessenheit geraten; ebenso werden die Herstellungsmethoden nicht mehr tradiert – dies ist zum Beispiel bei Agathenkerzen und Wachsstöcken der Fall. Diejenigen Bräuche, die stark durch das Bürgertum geprägt und verbreitet worden waren, haben sich allerdings bis heute erhalten. Insbesondere das Weihnachtsfest hat sich von seinen religiösen Wurzeln entfernt, ist standardisiert und ist zur rituellen Inszenierung im Familienkreis geworden. In diesem Fall wurden die vom Bürgertum verwendeten Bestandteile des Weihnachtsfestes, Baum und Adventskranz, sogar von den Kirchen übernommen. Die Kerzen, die mit diesen beiden weihnachtlichen Bräuchen in Zusammenhang stehen, werden unter anderem deshalb noch heute genutzt, auch wenn einige der damit verbundenen brauchwürdigen Hintergründe, wie zum Beispiel die Farbsymbolik, dabei keine Rolle mehr spielen.

Dies zeigt, dass Brauchkomplexe nicht einfach verschwinden, sondern sich verändern oder neuen Platz machen; die Formen bleiben, wie anhand des Weihnachtsfestes dargestellt, häufig länger erhalten. Viele Bräuche

werden, auch wenn ihr ursprünglicher Sinn nicht mehr bekannt ist, weiter ausgeübt. Daher ist es auch nicht ausgeschlossen, dass manche Formen unabhängig von den religiösen Zusammenhängen eine Renaissance erleben.

Anmerkungen:

1 „favos confingunt et ceras mille ad usus vitae“ König, Roderich (Hg.): Plinius, Gajus P. Secundus: *Naturalis historiae*. 37 Bände. München 1975–1999 (Original um 79 n. Chr.), Liber XI,IV,11.

2 Hoffmann-Krayer, Eduard/Bächtold-Stäubli, Hanns (Hg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. 10 Bände. Leipzig 1927–1942. Büll, Reinhard: *Vom Wachs. Höchster Beiträge zur Kenntnis der Wachse. Wachs und Kerzen im Brauch, Recht und Kult. Zur Typologie der Kerzen*. Band 1 Beiträge 10/11. Frankfurt 1970, S. 898.

3 Büll (1970), S. 917 f. Werner, Paul/Werner, Richilde: *Weihnachtsbräuche in Bayern. Kulturgeschichte des Brauchtums von Advent bis Heilig Dreikönig*. Berchtesgaden 1999, S. 12.

4 Das Kirchenjahr besteht aus zwei Festkreisen: Aus dem Osterfestkreis und dem ihm nachgebildeten Weihnachtsfestkreis welcher die Zeit zwischen Advent und Maria Lichtmess umfasst. Rauchenecker, Herbert: *Lebendiges Brauchtum. Kirchliche Bräuche in der Gemeinde*. München 1985, S. 90.

5 Verschiedene Theorien in: Kasper, Walter (Hg.): *Lexikon für Theologie und Kirche*. 11 Bände. Freiburg, Basel, Rom, Wien 1993–2001, Bd. 10, Sp. 1017 f.

6. Becker-Huberti, Manfred: *Feiern – Feste – Jahreszeiten. Lebendige Bräuche im ganzen Jahr – Geschichte und Geschichten, Bilder und Legenden*. Freiburg, Basel, Wien 2001, S. 81.

7 Wolf, Helga Maria: *Das Brauchbuch. Alte Bräuche. Neue Bräuche. Antibräuche*. Freiburg, Basel, Wien 1992, S. 265.

8 Becker-Huberti (2001), S. 81.

9 Vgl.: Erich, Oswald A./Beitl, Richard (Hg.): *Wörterbuch der deutschen Volkskunde*. 2. überarbeitete Aufl. Stuttgart 1955 (1. Aufl. 1936), S. 869. Becker-Huberti (2001), S. 22 f.

10 Weihnachten wurde bis zum 19. Jh. je nach Region, Konfession und Stand unterschiedlich begangen. Erst getragen vom Bürgertum entstand der Brauch in seiner einheitlichen Form. Im 19. Jh. nahm die Relevanz des Festes – parallel zum Rückgang der, an die Kirche gebundenen Religiosität – zu. Kaschuba, Wolfgang: *Einführung in die Europäische Ethnologie*. München 1999, S. 180.

11 Goethe, Johann Wolfgang: *Die Leiden des jungen Werther*. Stuttgart 1993 (1. Aufl. 1774), S. 123.

12 Es gibt aber auch Ausnahmen, etwa bei Jahreskrippen. Bogner, Gerhard: *Das neue Krippenlexikon. Wissen – Symbolik – Glaube. Ein Handbuch für den Krippenfreund*.

Lindenberg 2003, S. 39–42.

13 Becker Huberti (2001), S. 80.

14 „Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen.“ Lukas 2,12.

15 Olbrich, Harald (Hg.): Lexikon der Kunst. Architektur, Bildende Kunst, Angewandte Kunst, Industrieformgestaltung, Kunsttheorie. 7 Bände. Leipzig 1987–1994, Bd. 2, 674 f.

16 Spamer, Adolf: Weihnachten in alter und neuer Zeit. Jena 1937, S. 35 f.

17 Amtszeit: 17. Mai.352 bis 24. September.366. Kühner, Hans: Lexikon der Päpste. Kirchengeschichte – Weltgeschichte – Zeitgeschichte. Von Petrus bis heute. Wiesbaden 1977, S. 39.

18 Wörterbuch Volkskunde (1955), S. 442 ff.

19 Früher bezeichnete der Begriff „Krippe“ nur eine Futterkrippe und ging erst später auf die szenische Krippendarstellung über. Lexikon der Kunst (1987-94), Bd. 7, S. 744.

20 Lexikon der Kunst (1987-94), Bd. 7, S. 744 f.

21 Rehm, Adolf: Krippen aus drei Jahrhunderten. 3. Aufl. Neukeferloh, München 1996, S. 16 f.

22 Nach Teilverboten kam es 1782 zu einem generellen Krippenverbot, das von Kaiser Joseph II. (1741–1790) in seinem gesamten Herrschaftsgebiet verhängt wurde. In Bayern wurde das Verbot während der Säkularisation erneuert, das öffentliche Aufstellen von Krippen blieb bis 1816 verboten. Sebald, Christian: Das Juwel auf dem Dachboden. Im oberbayerischen Dorf Elbach wird auch heuer wieder eine einzigartige Barockkrippe ausgestellt. In: Süddeutsche Zeitung. Nr. 288. 11./12.12.2004. S. 56.

Weihnachten im Osten und Westen. Der Weihnachtsfestkreis in abendländischen und ostkirchlichen Darstellungen. Katalog zur Ausstellung des Ikonenmuseums Schloss Autenried. Autenried 1998, S. 17. Becker-Huberti (2001), S. 130.

23 Rehm (1996), S. 36.

24 Daxelmüller, Christoph (Hg.): Weihnachten in Deutschland. Spiegel eines Festes. Katalog zur Ausstellung des Diözesanmuseums Obermünster/Regensburg 1992/93. München, Zürich 1992, S. 35. Spamer (1937), S. 47. Leoprechting, Karl v.: Aus dem Lechrain. Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde.

2. Teil: Das Bauernjahr in seinen Festen und Gebräuchen, Lostagen und Lebensweisen. (Bücher der Heimat Band 3). Altötting 1947 (1. Aufl. 1855), S. 58. Tille, Alexander: Die Geschichte der deutschen Weihnacht. Leipzig 1893, S. 73 f. Da keine der Theorien empirisch untermauert ist, lässt sich über die Richtigkeit keine Aussage treffen.

25 Lexikon der Kunst (1987-94), Bd. 7, S. 745.

26 Bogner (2003), S. 225–250. Seidel, Katrin: Die Kerze. Motivgeschichte und Ikonologie. Hildesheim, Zürich, New York 1996, S. 172 ff. Werner (1999), S. 117. Sebald (2004).

27 Die einzelnen Typen sind beschrieben in: Lexikon der Kunst (1987-94), Bd. 7, S. 745.

28 Zu den Wachfiguren vgl. Kapitel über die Produkte der Firma Riess.

- 29 Raabe, Lis: Alte Weihnachtsbräuche aus deutschsprachigen Ländern. München 1994, S. 145. Riolini, Peter: Bachene. Schwäbische Tonmodellfiguren. Katalog zur Ausstellung des Schwäbischen Volkskundemuseums Oberschönenfeld 1992 (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben Band 8). Gessertshausen 1992., S. 5 f. Gockerell, Nina/Jaacks, Gisela (Hg.): Weihnachtliche Bräuche in Hamburg und Norddeutschland in München und Oberbayern. München 1985, S. 92.
- 30 Pfistermeister, Ursula: Wachs. Volkskunst und Brauch. Ein Buch für Sammler und Liebhaber alter Dinge. Band 2. Nürnberg 1983, S. 241. Angeletti, Charlotte: Geformtes Wachs. Kerzen, Votive, Wachsfiguren. München 1980, S. 51.
- 31 Bogner (2003), S. 281 f.
- 32 Synonyme: Kleinigkeiten, Nippsachen und „Wahre für die Liebste“. Grimm, Jakob/Grimm Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. Band 4. Leipzig 1878. Grimm, Sp. 1159.
- 33 Näheres zu Galanteriewaren: Schönfeld, Manfred/Gisbier, Jürgen: Cerea et cereus. Von den Wachsen, deren Gebrauch und Anwendung in der Geschichte und ihre Rolle bei der Entwicklung von Handwerk, Kunst und Technik. Leipzig 1983, S. 156. Pfistermeister, Ursula: Wachs. Volkskunst und Brauch. Ein Buch für Sammler und Liebhaber alter Dinge. Band 1. Nürnberg 1982, S. 182 ff.
- 34 Ritter, Michael/ Riolini, Peter: Volkskunst aus Wachs. Katalog zur Ausstellung des Schwäbischen Volkskundemuseums Oberschönenfeld 2001 (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben Band 28). Oberschönenfeld 2001, S. 27. „... Das Werk der fleißigen Bienen“. Geformtes Wachs aus einer alten Lebzelterei. Katalog zur Ausstellung des Diözesanmuseums Regensburg 1984/85 (Grosse Kunstführer Band 124). München, Zürich 1984, S. 155.
- 35 Weber-Kellermann, Ingeborg: Das Weihnachtsfest. Eine Kultur- und Sozialgeschichte der Weihnachtszeit. 2. Aufl. München, Luzern 1987 (1. Aufl. 1978), S. 71 f. Gespräch mit Herrn Mettenleiter vom 30.12.2004.
- 36 Metzger, Wolfram/ Tremmel-Endres, Jutta (Hg.): Bäume leuchtend, Bäume blendend... Historischer Christbaumschmuck. Katalog zur Ausstellung des Badischen Landesmuseums im Schloß Karlsruhe 1996/97. Karlsruhe 1996, S. 37. Pinzl, Richard/Tögel, Gustl: Der Christbaum. München 1968, S. 13. Bausinger, Hermann: Adventskranz (Ethnologia Bavarica. Studienhefte zur allgemeinen und regionalen Volkskunde. Heft 4. Bayerische Blätter für Volkskunde). Würzburg, München 1977, S. 11.
- 37 Satori, Paul: Sitte und Brauch. Erster Teil: Die Hauptstufen des Menschendaseins (Handbücher zur Volkskunde Band 5). Leipzig 1910, Kapitel III, S. 1.
- 38 Spamer (1937), S. 71 bis S. 75.
- 39 Kaiser, Lothar Emanuel (Hg.): Zeichen religiöser Volkskultur. Katalog zur Ausstellung des Museums Klösterli/Schloß Wyher 1999. Lindenberg 1999, S. 32. Rietschel, Georg: Weihnachten in Kirche, Kunst und Volksleben (Sammlung Illustrierter Monographien Band 5). Bielefeld/Leipzig 1902, S. 145. Gockerell/Jaacks (1985), S. 73. Pinzl/Tögel (1968), S. 23 f. Wörterbuch Volkskunde (1955), S. 873. Metzger/Tremmel-Endres (1996), S. 19.
- 40 Kügler, Hermann: Wenn die Berliner feiern. Volkskundliches aus der Geschichte von

- Berliner Festen. Leipzig um 1937, S. 26 ff. Metzger/ Tremmel-Endres (1996), S. 161. Weber-Kellermann (1987), S. 107.
- 41 Ernst, Eugen: Weihnachten im Wandel der Zeit. Ein Hausbuch für die Zeit vom 1. Advent bis zum Dreikönigstag. 2. überarbeitete Aufl. Stuttgart 2000 (1. Aufl. 1998), S. 90.
- 42 Weber-Kellermann, Ingeborg: Das Weihnachtsfest. Eine Kultur- und Sozialgeschichte der Weihnachtszeit. Luzern, Frankfurt/M. 1978, S. 107. Weber-Kellermann (1987), S. 107.
- 43 Weber-Kellermann, Ingeborg: Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte. Frankfurt/Main 1974, S. 224.
- 44 Weber-Kellermann (1987), S. 104–107.
- 45 Museumspädagogischer Besucherdienst der Staatlichen Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz (Hg.): Oh, Tannenbaum. Zur Geschichte des Weihnachtsbaumes. Berlin 1992, S. 8. Moser, Dietz-Rüdiger: Bräuche und Feste im christlichen Jahreslauf. Brauchformen der Gegenwart in kulturgeschichtlichen Zusammenhängen. Graz, Wien, Köln 1993, S. 108. Weber-Kellermann (1987), S. 108 f. Metzger/Tremmel-Endres (1996), S. 20. Stille/Pfistermeister (1985), S.14.
- 46 Weber-Kellermann (1987), S. 107. Moser (1993), S. 109. Stille/Pfistermeister (1985), S.7.
- 47 Weber-Kellermann (1987), S. 107. Ernst (2000), S. 89. Gockerell/Jaacks (1985), S. 74.
- 48 Das Zitat findet sich in vielen Publikationen über den Weihnachtsbaum. Da das Original verloren gegangen ist, entspricht es der Wiedergabe bei Ortwein, Fritz: Der Weihnachtsfestkreis nach seiner Entstehung, seinen Sitten und Bräuchen deutscher Völker. Gotha 1892, S. 65. Neuere Veröffentlichungen unterscheiden sich von diesem zum Teil in Datierung, Orthografie und Interpretation. Vgl.: Klauda, Manfred: Die Geschichte des Weihnachtsbaumes. München 1993, S. 9. Werner (1999), S. 152. Rietschel (1902), S. 144.
- 49 Da die Handschrift zum Teil unleserlich ist, kann nicht mit absoluter Sicherheit gesagt werden, ob nicht doch Kerzen erwähnt wurden. Es ist jedoch unwahrscheinlich, da sich auch in späteren Quellen noch keine Belege für eine Baumbelichtung finden. Rietschel (1902), S. 145. Klauda (1993), S. 14.
- 50 Gockerell/Jaacks (1985), S. 74.
- 51 Näheres im Abschnitt „Vom Schmuck- zum Lichterbaum“.
- 52 Wolf, Helga Maria: Das neue Brauchbuch. Alte und junge Rituale für Lebensfreude und Lebenshilfe. Wien 2000, S. 292. Tille (1893), S. 272 ff. Pinzl/Tögel (1968), S. 66.
- 53 Abresch, Werner: Fest-Beleuchtung. Der Deutschen liebste Feier. Weihnachten. Kleve 1990, S. 8. Werner (1999), S. 154.
- 54 Museen Berlin (1992), S. 13. Stille/Pfistermeister (1985), S.10.
- 55 Klauda (1993), S. 29. Moser (1993), S. 114. Der Christbaum wird seit dieser Zeit auch auf Gräbern aufgestellt. Becker-Huberti (2001), S. 137.
- 56 Pomplun, Kurt: Weihnachten und Neujahr im alten Berlin. Ein Beitrag zur Volkskunde der Großstadt (Berliner Forum 14/69). Berlin 1969, S. 12. Metzger/Tremmel-Endres (1996), S. 27.

57 Daxelmüller (1992), S. 19.

58 Ebertshäuser, Heidi Caroline: Das bairische Jahr. Brauchtum übers Jahr. München 1979, S. 399. Stille/Pfistermeister (1985), S. 10. Rietschel (1902), S. 153. Aiblinger, Simon: Vom echten bayerischen Leben. Bräuche – Feste – Zeitvertreib. München 1975, S. 60. Vgl. dazu die Umfrage von 1808/09 in: Pötzl, Walter: Brauchtum um die Jahrhundertwende. Die Antworten auf die Umfrage von 1908 in den Bezirksämtern Augsburg, Schwabmünchen und Zusmarshausen (Sonderband zum 21. Jahresbericht des Heimatvereins für den Landkreis Augsburg e.V.). Augsburg 1990 und Willi, Gerhard: Alltag und Brauch in Bayerisch-Schwaben. Die schwäbischen Antworten auf die Umfrage des Bayerischen Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München von 1908/09 (Veröffentlichungen der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft. Schwäbische Forschungsstelle Augsburg der Kommission für bayerische Landesgeschichte, Reihe 10. Quellen zur historischen Volks- und Landeskunde. Band 1). Augsburg 1999.

59 Museen Berlin (1992), S. 11. Gockerell/Jaacks (1985), S. 74. Trotzdem vertraten bereits um 1900 manche Autoren die Meinung, dass es sich bei diesem Brauch um eine uralte, fest in der Bevölkerung verankerte, Tradition handelt. Cassel, Paulus: Weihnachten. Ursprünge, Bräuche und Aberglauben. Ein Beitrag zur Geschichte der christlichen Kirche und des deutschen Volkes. Berlin 1862, S. 138. Rietschel (1902). S. 135.

60 Lexikon Theologie und Kirche (1993–2001), Bd. 10, Sp. 1020. Lexikon der Kunst (1987–1994), Bd. 7, S. 744.

61 Museen Berlin (1992), S. 3.

62 Zur Lebenswelt des Bürgertums vgl.: Lepsius, Rainer M.: Bürgertum als Gegenstand der Sozialgeschichte. In: Schieder, Wolfgang/Sellin, Volker (Hg.): Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang. Soziale Gruppen in der Geschichte. Band 4. Göttingen 1987. S. 61–80, S. 61–71.

63 Bulst, Neithard/Goy, Joseph/Hoock, Jochen (Hg.): Familie zwischen Tradition und Moderne. Studien zur Geschichte der Familie in Deutschland und Frankreich vom 16. bis zum 20. Jahrhundert (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft Band 48). Göttingen 1981, S. 222. Weber-Kellermann (1974), S. 10 und S. 104–110 und S. 225 f. Weber-Kellermann (1987), S. 45 und S. 104 f. Werner (1999), S. 151 f.

64 Weber-Kellermann (1974), S. 128 und S. 134–137. Weber-Kellermann (1987), S. 95. Zur Situation der Unterschicht vgl.: Mühlberg, Dietrich: Arbeiterleben um 1900 (Schriftenreihe Geschichte). Berlin 1985, S. 69–75. Zwehl, Konrad v. (Hg.): Aufbruch ins Industriezeitalter. Quellen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Bayerns vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis Mitte des 19. Jahrhunderts. (Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur Nr.5/85). Band 3. München 1985, S. 344–353.

65 Zuvor waren etwa der Neujahrstag, Lichtmess oder Nikolaus Geschenktermine. Im protestantischen Glauben wurde die Nikolausbescherung um 1535 von Martin Luther auf den heiligen Abend verlegt; der „heilige Christ“ sollte die Geschenke bringen. Benker, Gertrud: Für Leib und Seel. Nahrung als Botschaft und Zeichen. Katalog zur Ausstellung des Schwäbischen Volkskundemuseums Oberschönenfeld 1996 (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben Band 15). Oberschönenfeld 1996, S. 25 ff. Daxelmüller (1992), S. 29 f.

Becker-Huberti (2001), S. 104.

66 Metzger/Tremmel-Endres (1996), S. 37. Weber-Kellermann (1978), S. 90. Werner (1999), S. 169 ff.

67 In manchen Gebieten Bayerns blieb er noch bis ins 20. Jh. der alleinige Gabenbringer. Pötzl (1990), S. 110. Willi (1999), S. 61 und S. 132 f.

68 Weber-Kellermann (1974), S. 112 f. Weber-Kellermann (1987), S. 98.

69 Goethe zitiert nach Tille (1893), S. 213.

70 Neben dem klassischen Weihnachtsbaum gab es schon immer vielfältige Sonderformen, die zumeist regional oder zeitlich begrenzt auftraten, etwa hängende Weihnachtsbäume, Weihnachtspyramiden oder künstliche Bäume aus gefärbten Federn. Aus Platzgründen müssen diese Sonderformen unberücksichtigt bleiben, sie sind aber in der Literatur beschrieben, etwa bei: Mantel, Kurt: Geschichte des Weihnachtsbaumes und ähnlicher weihnachtlicher Formen. Eine kultur- und waldgeschichtliche Untersuchung. 2. Aufl. Hannover 1977, S. 119–146.

71 Weihnachten im Bilderbuch. Katalog zur Ausstellung des Museums für Deutsche Volkskunde, Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz 1988. Berlin 1988, S. 11 ff. Werner (1999), S. 153. Spamer (1937), S. 80f. Pomplun (1969), S. 13 f. Pinzl/Tögel (1968), S. 51.

72 Riemerschmidt, Ulrich: Weihnachten. Kult und Brauch – einst und jetzt. Hamburg 1962, S. 19. Werner (1999), S. 153 f. Museen Berlin (1992), S. 17.

73 Stohler, Helen: 100 Jahre Weihnachten. In: Sammler Journal, 11. Jahrgang, Nr.12, Dezember 1982. S. 114–117. S. 115. Rattelmüller, Paul Ernst: Bairisches Brauchtum im Jahresverlauf. Von Nikolo bis Kathrein. München 1985, S. 50.

74 Andersen, Hans Chr.: Die schönsten Märchen von Hans Christian Andersen. Gütersloh 1959 (Original um 1850), S. 379.

75 Also waren es „die nach Meinung der Pseudoromantiker so brauchfeindlichen Großstädte [...] die den Christbaum [...] ausgestaltet haben“. Wolf (1992), S. 257.

76 Gockerell/Jaacks (1985), S. 74.

77 Raabe (1984), S. 57. Wolf (2000), S. 292 f.

78 Becker-Huberti (2001), S. 127. Ein ähnliches Ergebnis liegt auch für Österreich vor: Wolf (2000), S. 290.

79 Am 2. Oktober 1983. Rauchenecker (1985), S. 191.

80 Wolf (1992), S. 279 f. Becker-Huberti (2001), S. 106.

81 Werner (1999), S. 159.

82 Vgl. Kaschuba (1999), S. 181.

83 Seidel (1996), S. 96. Pinzl/Tögel (1968), S. 42. Hoffmann-Krayer, Eduard/Bächtold-Stäubli, Hanns (Hg.): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. 9 Bände. Berlin/New York 1987 (1. Aufl. 1927–1942), Bd. 9, Sp. 915 ff.

84 Büll (1970), S. 917. Museen Berlin (1992), S. 14.

WEIHNACHTSBRAUCHTUM

- 85 Sewart, Karl: Christbaum und Pyramide. Ein erzgebirgisches Weihnachtsbuch. Chemnitz 1992, S. 59. Museen Berlin (1992), S. 14.
- 86 Angeletti (1980), S. 41. Gockerell/Jaacks (1985), S. 74. Metzger/Tremmel-Endres (1996), S. 25. Vgl. dazu auch Kupferstich von Joseph Kelbier bei: Rietschel (1902), S. 141 und Abb. 14.
- 87 Pinzl/Tögel (1968), S. 24 f. Bausinger (1977), S.11.
- 88 Metzger/ Tremmel-Endres (1996), S. 21. Mantel (1977), S. 93.
- 89 Riemerschmidt (1962), S. 17.
- 90 Stille/Pfistermeister (1985), S. 10. Spamer (1937), S. 80.
- 91 Klauda (1993), S. 14. Stille/Pfistermeister (1985), S. 66.
- 92 Stearinkerzen gibt es seit dem 19. Jahrhundert. Sie gehen auf die französischen Wissenschaftler GAY-LUSSAC und EUGÈNE CHEVREUL zurück und wurden 1825 zum Patent angemeldet. Faksimile der Patentschrift vom 26.09.1825 in: Büll (1965), S. 625. Näheres zu Stearin: Bayerische Wachszieherinnung (Hg.): Kerzen. Wachswaren. Aus der Praxis für die Praxis. Augsburg o. J., S. 10 f.
- 93 Näheres zu Paraffin: Bayerische Wachszieherinnung (o. J.), S. 10.
- 94 Dabei gibt es unterschiedliche Ansichten darüber, ob die neuen Kerzen die herkömmlichen Beleuchtungsmittel ersetzen oder ob beide Formen parallel existierten. Christbaumschmuck. Aus den Sammlungen des Museums für Volkskunde. Katalog zur Ausstellung des Museums für Volkskunde, Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz 1992/93. Berlin 1992, S. 46. Museen Berlin (1992), S. 15. Stille/Pfistermeister (1985), S. 66. Gockerell/Jaacks (1985), S. 74.
- 95 Metzger/Tremmel-Endres (1996), S. 25.
- 96 Museen Berlin (1992), S. 14.
- 97 Rosegger zitiert nach: Museen Berlin (1992), S. 12.
- 98 Mann, Thomas: Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Frankf./M., Hamburg 1960 (1. Aufl. 1901), S. 364.
- 99 Zitat aus dem Märchen „Der Tannenbaum“. Andersen (1959), S. 379.
- 100 Museen Berlin (1992), S. 14. Aberglauben (1987), Bd. 9, Sp. 919 f.
- 101 Wolf (1992), S. 278. Museen Berlin (1992), S. 15.
- 102 Stille/Pfistermeister (1985), S. 66. Museen Berlin (1992), S. 14. Büll, Reinhard: Vom Wachs. Höchster Beiträge zur Kenntnis der Wachse. Zur Phänomenologie und Technologie der Kerze unter besonderer Berücksichtigung der Wachskerze. Band 1 Beitrag 8/1. Frankfurt 1965, S. 642.
- 103 Klauda (1993), S. 39 f. Stille/Pfistermeister (1985), S. 68.
- 104 Wachszieher und Lebzelter im alten München. Sammlung Ebenböck. Katalog zur Ausstellung des Münchner Stadtmuseums 1981/82. München 1981, S. 9.
- 105 Museen Berlin (1992), S. 15. Pomplun (1969), S. 14.

- 106 Kolbrand, Franz: Weihnachtsschmuck. In: Bolay, Karl-Heinz (Hg.): Deutsche Weihnachten. Berlin 1941. S. 23–28. S. 24.
- 107 Davon zeugen auch die Bezeichnungen Zuckerbaum, Nussbaum oder Rosinenbaum, die sich in den frühen Quellen finden. Wörterbuch Volkskunde (1955), S. 874. Museen Berlin (1992), S. 16. Werner (1999), S. 158.
- 108 Tragant (auch Traganth) ist ein gummiartiger Pflanzensaft, der als Binde- und Verdickungsmittel verwendet werden kann. Reclams Handbuch der Künstlerischen Techniken in 3 Bänden. 2. Aufl. Stuttgart 1988 (1. Aufl. 1984), Bd. 1, S. 48.
- 109 Museen Berlin (1992), S. 16. Metzger/Tremmel-Endres (1996), S. 62. Klauda (1993), S. 25.
- 110 Stille/Pfistermeister (1985), S.20.
- 111 Becker-Huberti (2001), S. 139.
- 112 Museen Berlin (1992), S. 17. Klauda (1993), S. 30 ff. Gockerell/Jaacks (1985), S. 76.
- 113 Die Gartenlaube 1850. Zitiert nach: Wolf (1992), S. 278.
- 114 Die Gartenlaube 1893. Zitiert nach: Stille/Pfistermeister (1985), S. 39.
- 115 Stille/Pfistermeister (1985), S. 30 und S. 36.
- 116 Monika. Zeitschrift für katholische Mütter und Hausfrauen. 1905. Zitiert nach: Stille/Pfistermeister (1985), S. 39.
- 117 Becker-Huberti (2001), S. 139.
- 118 Casparek-Türkkan, Erika: Tannenbaum und Lichtenengel. Weihnachten wie in alter Zeit – Von Mecklenburg bis zum Erzgebirge. Bergisch Gladbach 1990, S. 167 ff. Wolf (1992), S. 278. Stille/Pfistermeister (1985), S. 152 f.
- 119 Museen Berlin (1992), S. 17. Klauda (1993), S. 30–56. Gockerell/Jaacks (1985), S. 76. Die unterschiedlichen Arten von Christbaumschmuck finden sich in: Stille/Pfistermeister (1985).
- 120 Klauda (1993), S. 48–56 und S. 64. Christbaumschmuck (1992), S. 46 f. Wolf (1992), S. 278.
- 121 Weihnachten. In: Schneider Versand. Katalog Herbst/Winter 2004. August 2004. S. 154–221.
- 122 Metzger/Tremmel-Endres (1996), S. 59f.
- 123 Klauda (1993), S. 34 f und S. 58. Stille/Pfistermeister (1985), S. 73–95. Pfistermeister (1982), S. 197 f. Christbaumschmuck (1992), S. 63.
- 124 Lydia Bayer hat belegt, dass die Legende frei erfunden ist. Der Engel, dessen Bekleidung entfernt an die Nürnberger Tracht erinnert, ist wohl im Umfeld des Weihnachtsmarktes entstanden. Metzger/ Tremmel-Endres (1996), S. 180 f. Stille/Pfistermeister (1985), S.57.
- 125 Klauda (1993), S. 32. Aiblinger (1975), S. 53.
- 126 Klauda (1993), S. 27.
- 127 Metzger/Tremmel-Endres (1996), S. 180. Klauda (1993), Abb. S. 38.

128 Klauda (1993), S. 34. Stille/Pfistermeister (1985), S. 75 f.

129 Kardorff (1971), S. 71.

130 Mehr über die Schwierigkeiten bei der Wachsrestaurierung in: Wachszieher und Lebzelter (1981), S. 66 f. Pfistermeister (1983), S. 263–269. Werk der Bienen (1984), S. 31 f.

131 Büll, Reinhard: Vom Wachs. Höchster Beiträge zur Kenntnis der Wachse. Keroplastik: Ein Einblick in ihre Erscheinungsformen, ihre Technik, ihre Ästhetik. Band 1 Beitrag 7/2. Frankfurt 1963, S. 519.

132 In URL: <http://www.schildkroet.de/de/geschichte.php> Stand: 01.03.2004. Schönfeld/Gisbier (1983), S. 126 und S. 233.

133 Herr Mettenleiter, ein Verwandter der Familie Riess, hat Teile des Firmenbestandes in seinem Haus eingelagert und hat sich auch mit der Firmengeschichte beschäftigt.

134 In den Archivalien finden sich für die Familien Riess, die einen Riesen im Wappen führt, auch die Schreibweisen Ryss, Rys, Riss und Rieß. Tausend kleine Engel schlummern im Wachs. Zu Besuch in Gmünds ältester Wachswarenfabrik und Wachsbildnerei. In: Rems-Zeitung, Nr. 293, 18.12.1952. S. 9).

135 Schwäbisch Gmünd gehörte bis zur Säkularisation 1802/03 zum Bistum Augsburg und wurde dann Teil von Ostwürttemberg.

136 Gebrüder Rieß, Kerzenfabrik und Wachsbildnerei, Schwäbisch Gmünd. Infobrief mit der Firmengeschichte. Eigenpublikation der Firma. 1963. Tausend kleine Engel (1952). Riolini, Peter: Die Wachswarenfabrik Gebr. Riess in Schwäbisch Gmünd. Geschäftsunterlagen als Quelle für Produktion und Vertrieb. In: Ritter, Michael/ Riolini, Peter: Volkskunst aus Wachs. Katalog zur Ausstellung des Schwäbischen Volkskundemuseums Oberschönenfeld 2001 (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben Band 28). Oberschönenfeld 2001. S. 28–49. S. 29 f.

137 Wie aus dem Titelblatt einer erhaltenen Preisliste ersichtlich ist, waren die Gebrüder Riess auch auf der Weltausstellung 1852 in London präsent und wurden dort mit einer Medaille geehrt. Des Weiteren erhielten sie Auszeichnungen auf der Industrie- und Gewerbeausstellung in München 1854, auf der Gewerbeausstellung in Stuttgart 1881 und auf dem 1. Seifenfabrikanten-Kongress in Hamburg 1879.

138 Riolini (2001), S. 37 f. Dort finden sich auch Details über den Warenvertrieb der Firma Riess. Herr Riolini zieht dazu ein teilweise erhaltenes Geschäftsbuch als Quelle heran, welches die Wachseinkäufe und Lieferadressen aus den Jahren 1811 bis 1829 verzeichnet. Riolini (2001), S. 32–38.

139 Die Inventur wurde alle zwei Jahre im Juli durchgeführt, vermutlich, da der Sommer eine ruhige Jahreszeit in der Wachsbranche war. Es existieren Inventarlisten der Firma Riess von 1890, 1892 und von 1902, 1904, 1906, 1908 und 1910.

140 Gespräch mit Anton Mettenleiter vom 30.12.2004.

141 Riolini (2001), S. 31 f.

142 Bortenlänger, Otto: Feuer und Flamme für die Zierkerze. Bayerische Wachszieher-Innung feiert 25jähriges Bestehen – Kirche nicht mehr Hauptkunde. In: Münchner Kurier,

16.9.1971. Zitat bei: Bayerische Wachszieherinnung/Bundesinnung (Hg.): Chronik über 50 Jahre Innungsgeschichte. 1946–1996. Augsburg 1996. S. 42.

143 In Oberbettringen wurde für die Firma Riess ein neues Fabrikationsgebäude, ein Lager und ein Verwaltungsbau errichtet. Fortschritt der Zeit: Richtfest im Schnee. In Oberbettringen entstehen neue Fabrikationsgebäude einer Wachswarenfabrik. In: Rems-Zeitung, Nr. 9, 13.1.1960. S. 6. Tausend kleine Engel (1952).

144 Anzeige für die bevorstehende Eröffnung des neuen Ladengeschäfts „Der Bienenkorb“ der Firma Riess in der Imhofstraße 13 in Schwäbisch Gmünd am 30.10.1964. In: Rems-Zeitung Nr. 251, 29.10.1964. S. 12.

145 Gastarbeiterwohnheim übergeben. Kerzenfabrik Gebrüder Riess schuf Unterkunft für 13 Personen. In: Rems-Zeitung, Nr. 179, 7.8.1971. S. 9.

146 MORSA zählt heute mit zu den größten Wachsfirmen in Deutschland. In URL: <http://www.morsa.de> Stand: 06.11.2004.

147 Riolini (2001), S. 32. Riess, Christa: Kerzen und Wachsbilder: gießen, modellieren, bemalen. Niedernhausen/Ts. 1980.

148 Auswertung der 22-seitigen Inventarliste der Firma Riess vom Juli 1890. S. 1–11. Die drei Warengruppen finden sich in allen erhaltenen Inventarlisten, allerdings geht ihre Vielfalt im Laufe der Zeit zurück.

149 Preisliste der Firma Gebrüder Riess. Schwäbisch Gmünd. Wachswarenfabrik und Wachsbleiche. Um 1906. S. 6 ff und S. 15–17. (Die Galvanos, die den abgebildeten Figuren entsprechen, sind datiert und umfassen die Jahre 1876 bis 1890. Durch einen Preisabgleich mit den Inventarlisten zeigt sich aber, dass die verzeichneten Preise der Inventarliste von 1906 entsprechen. Obwohl der Katalog also ältere Produkte verzeichnet, stammt er wohl von 1906). Daneben gibt es zahlreiche Köpfe für Fatschenkinder, worauf aber aus Platzmangel nicht näher eingegangen werden kann.

150 Rehm, Adolf: Krippen aus drei Jahrhunderten. 3. Aufl. Neukeferloh, München 1996, S. 20. Angeletti (1980), S. 51. Pfistermeister (1983), S. 240 ff..

151 Pfistermeister (1983), S. 240. Werk der Bienen (1984), S. 135. Riess (1980), S. 7.

152 Preisliste der Firma Riess. Um 1906. Vorwort und S. 8 f.

153 Preisliste der Firma Mertz München. Königlich bayerische Hofwachswarenfabrik. Nach 1882. Für Vertreter Joseph Kraus, Hamburg. S. 13 ff.

154 Gespräch mit Herrn Mettenleiter vom 30.12.2004.

155 Ritter/Riolini (2001), S. 25 f. Löcher, Paul: Aus Wachs gegossen und geformt. In: (Zeitschriftentitel unleserlich, Kopie im Besitz von Herrn Mettenleiter). Nr. 46, Jahrgang 1976. S. 16–18. S. 16.

156 Weber-Kellermann (1987), S. 71 f. Gespräch mit Herrn Mettenleiter vom 30.12.2004.

157 Katalog der Firma Gebr. Riess Schwäbisch Gmünd. Sammelmappe mit 21 Blättern, handkolorierte Lithografien 39 x 51 cm. Vor 1876. (Die im Katalog abgebildeten Galanteriewaren entsprechen nicht den Galvanos, die ab 1876 datiert wurden, also muss der Katalog früher entstanden sein. Vom Katalog sind zudem Vorzeichnungen und

unkolorierte Stiche erhalten. Vermutlich diente er zur Vorlage im Geschäft, da er ohne Titelblatt und Firmenname gedruckt wurde). Von den 21 Seiten entfallen 19 Seiten auf Galanteriewaren.

158 Preisliste der Firma Riess. Um 1906. S. 10–13 und S. 18.

159 Gespräch mit Herrn Kraiss vom 22.12.2004 (Kerzen Kraiss, Wachskunst-Atelier, Augsburg).

160 Preisliste der Firma Mertz. Nach 1882. S. 2.

161 Vgl. Bestand Mettenleiter. Gespräch mit Herrn Mettenleiter vom 30.12.2004.

162 Wachszieher und Lebzelter (1981), S. 9.

163 Pfistermeister (1983), S. 44 f.

164 Aufgrund der lückenhaften Quellenlage ist es nicht möglich, den genauen Zeitpunkt festzustellen, ab dem von den Wachsziehereien zusätzlich zu den Kerzen auch Halterungen angeboten wurden.

165 Art.-Nr. 9093. Preisliste der Wachswaren Firma Josef Gautsch A.G. München 2, Nymphenburger Straße 3. Um 1950. 43–46.

166 Wolf (1992), S. 278. Casparek-Türkkan (1990), S. 167 ff. Stille/Pfistermeister (1985), S. 152 f.

167 Geschichte und Entstehung der Gasanstalt Gmünd von 1861–1886. Zu ihrem 25jährigen Bestehen. Gewidmet von ihrem Leiter. Stuttgart 1886, S. 14 und S. 18.

168 Auch in Lauscha setzte die Produktion von Glaskugeln erst nach der Errichtung einer Gasanstalt (1867) ein. Vgl.: Stille/Pfistermeister (1985), S. 157.

169 Gespräch mit Herrn Mettenleiter vom 29.12.2003.

170 Siehe Bestand von Herrn Mettenleiter.

171 Gespräch mit Herrn Mettenleiter vom 30.12.2004.

172 Preisliste der Firma Riess. Um 1906. S. 3 f. Dort findet man beispielsweise Illustrationen von „Engel(n) aus Wachs, schwebend, mit gemaltem Haar und Lendentuch“, und „Engel(n) aus Wachs, schwebend, mit gemaltem Haar, feinen Tüll-Schärpen und Glasposaunen“

173 Vergleich von unterschiedlichen Engelsfiguren aus der Zeit von 1850 bis 1960.

Daniela Schwarzmeier studierte Europäische Ethnologie/Volkskunde, Kunstgeschichte, Kommunikationswissenschaft an den Universitäten Augsburg und Wien. Derzeit arbeitet sie im Haus der Bayerischen Geschichte und als freie Mitarbeiterin im Schwäbischen Volkskundemuseum Oberschönenfeld.

Kultur und Spiel

Der Zusammenhang von Kultur und Spiel am Beispiel des Phänomens Karneval

von Michael Schwendinger

„Denn, um es endlich einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“

(Friedrich Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen, 1795)

Spricht man vom Spielen und seinem Nutzen, so denkt man vielleicht zuerst an das Spielen von Kindern und die Effekte des Spiels auf die Sozialisation generell. Vielleicht fallen einem auch verschiedene Gesellschaftsspiele ein, mit denen viele Menschen ihre Freizeit gestalten, oder an den Sport, an ein Fußballspiel zum Beispiel. Doch schon bald wandern die Gedanken weiter und man bemerkt, wie vielfältig und schillernd der Begriff des Spieles ist. Sowohl Schach als auch ein verträumtes Herumschieben bunter Steine kann Spiel genannt werden, unzählige Spielhöllen werden von Spielern, die mit Zufall und Glück spielen, oder gar Spielsüchtigen bevölkert, selbst unsere Sprache bietet Raum für allerlei Wortspiele. Selbstverständlich wird auch Theater und Musik gespielt. Ist der unscheinbare semantische Zusammenhang von Kultur und Spiel doch nicht so selbstverständlich, wie es sich zunächst ausnimmt?

Was also ist das Spiel und welche Funktionen übt es nicht nur innerhalb unserer Kultur aus, sondern gerade auch für die Bildung von Kultur an sich? Kann behauptet werden, dass Kultur erst durch und im Spiel entsteht?

Die Gegenüberstellung von Kultur und Spiel

„Brot und Spiele braucht der Mensch. Brot, um zu wachsen und zu existieren, Spiele, um diese Existenz zu erleben.“

(Frederik J.J. Buytendijk: Wesen und Sinn des Spiels, 1933)

Um das Verhältnis näher zu beleuchten, sei eine kurze Übersicht über den Begriff „Kultur“ veranschaulicht.

Der Kulturbegriff

Der heutige Begriff „Kultur“ ist aus dem lateinischen „cultura“ entlehnt und hat sich erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts in der deutschen Sprache entwickelt. Schon im antiken Rom hatte die „cultura“ eine doppelte Bedeutung, denn es meinte einerseits „Bebauung, Bestellung, Pflege“ im landwirtschaftlichen Sinne, andererseits die Pflege der Sprache und die Sorge um das geistige Gut. Das zugrunde liegende Verb dazu ist „colere“ („bebauen, bewohnen, pflegen, ehren“), das nicht nur als Wurzel von „Kultur“, sondern auch von „Kolonie“ gesehen werden kann.¹

Die Zuspitzung auf den Begriff „Geisteskultur“ ging hauptsächlich von Ciceros Beschreibung der „cultura animi“ in seinen „Tusculanae Disputationes“ aus. Demnach komme das Leben, versinnbildlicht durch einen fruchtbaren Acker, nur durch die Saat und Pflege des geistig-regen Menschen zum reichen Ertrag. Ohne diese geistige Regsamkeit wäre der Mensch ein „barbarus“ und „incultus“, der nur durch die „studia humanitatis“ imstande sei, auf ein höheres kulturelles Niveau zu kommen. Zudem betont Cicero, dass die Ziele der Gelehrsamkeit, der Bildung, des guten Unterrichts und Umgangs unbedingt mit einer festlichen Lebensfreude einhergehen sollten, um verwirklicht werden zu können, was stark auf das ästhetische und spielerische Moment des Kulturellen verweist.²

Interessant ist zudem die Tatsache, dass das englische Wort für Spiel „play“ eng mit der Sprachgeschichte des deutschen Wortes „pflegen“ zusammenhängt und somit Hand in Hand mit der etymologischen

Entwicklung des Begriffes „Kultur“ geht.³

Meinte man in der Antike, wenn man von Kultur sprach, hauptsächlich die Pflege und Ausbildung der menschlichen Fähigkeiten über den bloßen Naturzustand hinaus, erweiterte sich der Begriff im Mittelalter dahingehend, dass man darunter nun alles, was der Mensch der Natur hinzufügte, verstand. So ist alles (geleistete) Kultur, was nicht (gewachsene) Natur ist.⁴

Für die weitere Sinngebung beim Sprachgebrauch von „Kultur“ ist in Deutschland das 18. Jahrhundert mit seinen sozialstrukturellen und politischen Eigenheiten ausschlaggebend. Denn in dieser Zeit konnte sich eine Intelligenzschicht aus dem aufstrebenden Bürgertum gesellschaftlich und wirtschaftlich etablieren, die allerdings wenig politischen Einfluss hatte. Diese Macht blieb der aristokratischen Oberschicht vorbehalten, deren Ideal es war, dem Vorbild der großen und mächtigen französischen Höfe zu entsprechen. So sprach man an den deutschen Herrscherhäusern ebenfalls französisch, teilte die gleiche Etikette und hatte meist den gleichen Geschmack in Literatur, Musik und Kunst. Die ganze Legitimation der bürgerlichen Bildungselite (der z.B. Goethe, Schiller, Lessing oder Herder angehörten) hingegen beruhte nur auf ihrer geistigen, wissenschaftlichen oder künstlerischen Leistung. Das Schreiben wurde zu ihrer wichtigsten Äußerungsform und die Leistungen in Wissenschaft und Kunst zu ihrem ganzen Stolz. Im gleichen Maße, wie in diesem Prozess der Begriff „Kultur“ aufgewertet wurde, erfuhr der verwandte Begriff „Zivilisation“ eine Abwertung in Deutschland. Denn mit „Civilisation“ beschrieb damals die französische Aristokratie ihre Sittenlehre und ihren kulturellen Standard, den man allem anderen als überlegen empfand. Durch diese negative Aufladung des Begriffes „Zivilisation“ wurde aus einer sozialen schließlich eine nationale Antithese, in der sich das deutsche Bürgertum immer mehr von Frankreich und dem Adel abwandte, und sich auf die Werte und Tugenden ihrer eigenen Kultur berief. Man bezog sich also auf von Menschen geschaffene Produkte und Leistungen in Form von Kunstwerken, Büchern oder philosophischen Systemen, in denen die Eigenart und das Selbstbewusstsein eines Volkes zum Ausdruck gebracht werden sollte.⁵ Heutzutage hat der Begriff „Kultur“ quasi ein semantisches Eigenleben bekommen, neben der eigentlichen Bedeutung als Formung, Verfeine-

rung und Ästhetisierung des (Alltag-)Lebens gebrauchen wir dieses Wort mittlerweile in eine Vielzahl anderer Situationen. So spricht sie beispielsweise die Landwirtschaft von Obst- oder Gemüsekulturen, die Biologie von Bakterienkulturen oder die Anhänger naturnaher Freizügigkeit sprechen von einer Freikörperkultur.

Der Spielbegriff

Die Begriffe „Spiel“ und „Spielen“ tauchen in Deutschland zum ersten Mal in althochdeutscher Zeit in den Formen „spil“ bzw. „spilôn“ und später im mittelhochdeutschen „spiln“ auf. Sie bedeuteten damals eine tänzerische Bewegung, die mit Vorwärts-, Rückwärts- und Seitwärtsschritten oder Umkreisungen verbunden war. Der Spielmann (ahd. „spiliman“) war anfangs ein Schautänzer, die Spielfrau (ahd. „spiliwîp“) eine Tänzerin, die Spielstube (ahd. „spilestube“) meinte den Tanzraum. Erst mit der neuzeitlichen Verbreitung des weltlichen Gesellschaftstanzes wurden diese Begriffe in Zusammenhang mit Musikanten oder Vortragskünstlern gebracht.⁶

Die Grundbedeutung von Spiel, der Tanz, ist nicht in heutigem Sinne als festgelegte Abfolge von Schritten bei bestimmter Musik zu verstehen, sondern eher als ein freudiges Hüpfen oder als ein Zustand mit zuckenden Bewegungen. Dies deutet schon auf zwei wichtige Charakteristika des Spieles hin, nämlich einerseits auf das Überraschende und das Spontane, das in diesem Vorgang stattfinden muss. Die Lust, die Freude und der Scherz sind andererseits wichtige Bestandteile, die das Spiel vom ernstesten, arbeitsintensiven oder langweiligen Teil des Lebens eindeutig abgrenzen.⁷

So wurde das „Spiel“ bald auf jede Form der Kurzweil, der unterhaltenden Beschäftigung und fröhlichen Tätigkeit ausgeweitet. Heutzutage ist dieser Begriff mit sehr vielen verschiedenen Bedeutungen aufgeladen und in zahlreichen Redewendungen zu finden. Man denke nur daran, welche Aspekte – die immerhin beträchtliche Unterschiede aufweisen – wir als „Spiel“ betrachten. Wir spielen Schach, Fußball, Roulette, ein Musikinstrument oder jemandem einen Streich, wir sprechen vom Liebesspiel, davon, dass eine Frau mit ihren Reizen spielt, ebenso wie der Wind mit den Blättern, dass uns übel mitgespielt wurde oder dass uns eine

Aufgabe spielend gelang.

Die eben beschriebene Vielfalt an Bedeutungen des Spiels ließ ebenso viele Überlegungen und Theorien entstehen, die nun genauer fassen wollten, was das Spiel denn in seinem Wesen sei und welche Gemeinsamkeiten festzustellen waren. Solche Gedanken finden sich erstmals verstärkt ab dem 18. Jahrhundert, weshalb ich die Positionen zweier bedeutender Gelehrter dieser Zeit, Immanuel Kant und Friedrich Schiller, kurz darstellen möchte.

Kant geht von der Feststellung aus, dass sich der Mensch, ausgerüstet mit seiner Erkenntniskraft, gegen ein bloßes Dahinleben und den Verlust des Lebensgefühls auflehnen müsse. Er erachtet es daher für überaus wichtig, dass der Mensch neben der notwendigen bzw. selbst auferlegten Arbeit zur Verwirklichung seiner Zwecke nicht nur das Vernünftige und Sinnvolle erfahren solle, sondern auch das Ästhetische und Irrationale, das vor allem im zwanglosen und zweckfreien Spiel zu realisieren sei. Nur das spontane Spiel mit der Einbildungskraft könne ein angenehmes und lustvolles Empfinden und schließlich einen für die Ästhetik offenen Gemütszustand bewirken. Das dadurch erfahrene ästhetische Urteil verleihe dem Leben einen Mehrwert. Dieser ermöglicht es, dem Menschen eine wohlgefällige Welt zu verwirklichen, in der er sich niederlässt, eine Wohnung baut und „Cultura“ betreibt. So könne das Naturgeschehen zum Stillstand gebracht und das Leben nach den frei im Spiel gewonnenen Einsichten eingerichtet werden, wobei man aber stets zwischen den Forderungen der praktischen Vernunft und des ästhetischen Urteils abwägen müsse.⁸

Auch Schiller fordert in hohem Grade eine Ästhetisierung des Lebens. Bei seinen Überlegungen steht der spielende Mensch zwischen der gegebenen Natur und der erkannten Idee, die er beide, mit der Freiheit unterschiedlicher Gewichtung, spielerisch zueinander bringen kann. Der Mensch hätte demzufolge die Aufgaben zu erfüllen, einerseits das idealistisch verlangte, sich stets verändernde Notwendige zu verwirklichen, und andererseits das Bleibende, was die Natur beinhaltet, dem Gesetz der Notwendigkeit zu unterwerfen. Eine Möglichkeit, diese beiden Grundtriebe zusammenzubringen, bietet das Spiel, bei dem sich der Mensch formal und ideell mit der Natur auseinandersetzen hat. Erst wenn dieser Zustand erreicht sei, der Stillstand des ansonsten

dahinfließenden Lebens, kann der nun auf einen ästhetischen Stand gehobene Mensch an Persönlichkeit gewinnen und eine richtig lebende Gestalt zu werden.⁹ Der zur Koordination zwischen dem Bleibenden und dem Veränderbaren benötigte Spieltrieb erreicht schließlich bei Schiller seine Erfüllung im ästhetischen Spiel, in dem die Einheit der menschlichen Natur als Harmonie zwischen Gefühl und Vernunft wiederhergestellt werden kann.¹⁰

Im 19. Jahrhundert kommen verstärkt biologische Erklärungsansätze für vielerlei Fragestellungen auf und auch die Spieltheorien wurden zunehmend vom biologischen Blickwinkel aus formuliert. So geht beispielsweise der englische Naturphilosoph Herbert Spencer auf die zwar schon bekannte Idee des Kraftüberschusses ein, wobei er diesen Überschuss jedoch in Verbindung mit Molekularbewegungen im Nervensystem bzw. mit der Entladungsbereitschaft von Hirnzentren brachte, die durch ernste Beanspruchungen nicht ausgelastet seien und nun zur Abreaktion in Scheintätigkeiten drängen. Es wurde auch häufig der Drang der Ur-Instinkte, sich einfach auszuleben, für das Spiel von Tieren und Menschen gleichermaßen verantwortlich gemacht.¹¹

In die verschiedenen Spieltheorien fließen allmählich im 20. Jahrhundert psychologische und soziologische Gesichtspunkte mit ein, wobei die vorher beschriebenen biologischen Aspekte teils aufgegriffen und weiterverarbeitet oder auch teils ganz vernachlässigt wurden. Bei Sigmund Freud regieren beispielsweise bei einem Spiel ausschließlich menschliche Triebe, wie Racheimpulse oder Machtbedürfnisse; durch das Spielen könne der Mensch sich daher von seinen zuvor angereicherten Ängsten und Triebstauungen befreien.

Auch der niederländische Psychologe und Verhaltensforscher Frederik J.J. Buytendijk setzt das Spiel eng mit den Trieben in Beziehung, wobei er das Element des Dynamischen hervorhebt, das er an die noch jugendlichen Eigenschaften der Ungerichtetheit, des Pathischen, der Schüchternheit und des Bewegungsdranges koppelt. Diese Dynamik führe das Kind, das junge Tier und unter Umständen auch das erwachsene Individuum in die Sphäre des Spiels, welches eine katharsische Wirkung habe und die vorhandenen Triebe eine ungefährliche Ablenkung erfahren lasse. Ein weiteres Charakteristikum des Spiels ist bei Buytendijk die Abwechslung von Spannung und Lösung, die „etwas Dramatisches in

sich [hat], das allerdings erst bei genügender Intensität des Vorgangs und unter besonderen, äußeren Bedingungen auf einem bestimmten Hintergrund in Erscheinung tritt. So verstehen wir, dass nicht nur das Liebesspiel sehr stark das Dramatische zu zeigen vermag, sondern dass umgekehrt auch jedes Drama, jedes Schauspiel die fundamentale Ordnung von Spannung und Lösung als tiefstes Strukturelement besitzen muss.“¹²

Zudem betrachtet er auch das kulturelle Spiel eingehender und nennt hier vor allem das Theater, die Musik, den Tanz und das Volksfest. Nach seinen Überlegungen führe die zunehmend monotone Arbeit der industriellen Gesellschaft zu einer geistigen Erschöpfung und Sättigung, der man mit kulturell-spielerischen Tätigkeiten entgegenwirken könne. Körperliche Erschöpfung lasse hingegen keinerlei Spiel mehr zu.¹³

Am weitesten von der Natur weg, hin zu rein kulturellen Erklärungsansätzen des Spiels, und damit zum eigentlichen Thema dieses Aufsatzes, bewegt sich schließlich der niederländische Kulturwissenschaftler und Historiker Johan Huizinga.

Die Vereinigung von Kultur und Spiel

„Das Spiel lässt sich nicht verneinen. Nahezu alles Abstrakte kann man leugnen: Recht, Schönheit, Wahrheit, Güte, Geist, Gott! Den Ernst kann man leugnen, das Spiel nicht.“

(Johan Huizinga: *Homo ludens*, 1939)

Der „homo ludens“

Für Huizinga stehen Kultur und Spiel nicht nur gegenüber, sind nicht nur lose miteinander verbunden, sondern seine Überlegungen resultieren auch in der These, dass die Kultur erst durch das Spiel und im Spiel zustande komme.

Alle großen ursprünglichen Betätigungen des menschlichen Zusammenlebens seien seit jeher von Spiel durchwoben. Zum einen die Sprache, durch die der sprachschöpfende Geist spielerisch vom Stofflichen zum Gedachten springt. Zum anderen der Mythos, durch den sich der frühe

Mensch das Irdische durch launenhafte Fantasien zu erklären versuchte und damit stets ein spielender, erfindungsreicher Geist am Rande von Scherz und Ernst im Gange war. Und schließlich der Kult, in dem durch heilige Handlungen, Weihen, Opfer und Mysterien in einem groß inszenierten Spiel das Heil der Welt verbürgt werden sollte. Da in Mythos und Kult die Triebkräfte des modernen Kulturlebens, wie Dichtung und Kunst, aber auch Wissenschaft und Recht, ihren Ursprung haben, kann das Spiel letztlich als Kulturfaktor, Kulturfunktion und Kulturäußerung betrachtet werden. Man könnte auch sagen, in dem Moment, wo der Mensch die Ordnung der Natur spielerisch betrachtet und nachgestaltet, ist die Rede von Kultur.¹⁴

Diese mit dem Spiel verwurzelte Kultur sei eine schönere Welt neben oder außerhalb der normalen und keine verschönerte Welt infolge der ins Normale eingreifenden Spielkräfte. Die spielerische Freiheit des Menschen lasse ihn also in einer anderen, lebendigeren Welt verweilen, worin Ideen entwickelt werden können, die wiederum in der Kultur münden. Die zeitweilige Aufhebung der gewöhnlichen Welt ist demnach nicht ohne Konsequenzen, denn sie wirft ihren Glanz auf den ernstesten Alltag und bewirkt z.B. für die Gruppe, die ein Fest gefeiert hat, Sicherheit und Ordnung.¹⁵

Nicht nur der Zusammenhang von Kultur und Spiel hat Huizinga beschäftigt, sondern auch die Frage danach, was das Spiel an sich und seine signifikanten Merkmale denn eigentlich seien. Nach seinen Überlegungen ist das „Spiel eine freiwillige Handlung oder Beschäftigung, die innerhalb gewisser festgesetzter Grenzen von Zeit und Raum nach freiwillig angenommenen, aber unbedingt bindenden Regeln verrichtet wird, ihr Ziel in sich selber hat und begleitet wird von einem Gefühl der Spannung und Freude und einem Bewusstsein des ›Andersseins‹ als das ›gewöhnliche Leben‹“¹⁶.

So definiert, ist der Begriff des Spieles geeignet, ein sehr weitläufiges Feld zu umfassen, von den vorhin besprochenen kulturellen Elementen, wie Kunst und Dichtung, Feste und Theater, über jegliche Form von Geschicklichkeits-, Kraft-, Verstandes- oder Glücksspielen bis hin zu Wissenschaft und Rechtsprechung, sogar der Krieg wird von Huizinga auf seine spielerischen Aspekte hin überprüft.

Dass sich die kulturschöpfende Funktion des Spieles in fast allen

geschichtlichen Epochen wiederfindet, ist nicht von der Hand zu weisen. Schon die antike römische Kultur hatte zahlreiche „ludi“, also Feste zur sakralen Heilsverehrung. Sie bewirkten Verbundenheitsgefühl, durch die sich römische Staat festigte. Dabei wurde einerseits das bereits erworbene Heil gefeiert und andererseits das Künftige beschworen und bestärkt. Die Wichtigkeit der antiken Spiele für die Gesellschaft lässt sich prägnant an den großen Ausmaßen der damaligen Amphitheater verdeutlichen, so wie an der populären Forderung nach „panem et circenses“.

Das mittelalterliche Leben war ebenfalls erfüllt von Spiel, wobei vielem davon aber keine eigentliche kulturschöpferische Funktion zugesprochen werden kann, denn es wurde oftmals nur der überlieferte antike bzw. christliche Stoff neu verarbeitet, dessen Formen jedoch schon vorher festgelegt waren. Nur dort, wo die mittelalterliche Kultur auf andere Wurzeln aufbaute, blieb Platz für eine schöpferische Wirkung des Spielfaktors.

Zu den Epochen, die wohl am reichsten mit Spielerischem in allen Formen und Bereichen versehen waren, zählen Barock und Rokoko. Hier kam zum ersten Mal mit voller Wucht die Lust an bunten Farben und üppigen Formen auf, also das Vergnügen an etwas bewusst Übertriebenem und nicht Notwendigem. Die deutlichsten Manifestationen hierfür gab es sicherlich in der damaligen Mode. Die verspielten Verzierungen der Kostüme lassen schon beinahe an Verkleidung denken und die Perücke als schließlich wichtigstes Ornament schießt bewusst über das Notwendige hinaus. Die Elemente des Spiels lassen sich aber noch in vielen anderen Aspekten erkennen, beispielsweise in der gewundenen Innendekoration, in der auf Raritäten gerichteten Sammelwut; die damalige Staatskunst erinnert außerdem stark an ein Schachspiel, die Gemälde des Rokoko spielten mit der Schwärmerei für das Exotische und die Musik, die noch sehr an das weltliche Fest gebunden war, war ein Zufluchtsort in einer anderen Welt zur Entspannung und zur Freude.

In der Romantik fand wiederholte eine spielerische Rückwendung zum Altertum statt, das ästhetische Leben wurde in eine Sphäre der Vergangenheit gesetzt, in der die Gestalten allesamt unscharf und geheimnisvoll waren. Zugleich zog eine neue Empfindsamkeit ein, in der

man sich sehr an einem gekünstelten Lebens- und Liebesideal erbaute. Trotz dieser spielerischen Elemente wurde die Romantik zum großen Teil von viel Wehmut, Trauer und Ernst dominiert.

Das 19. Jahrhundert war das einzige, das dem Spiel keinen Platz zugestand, denn durch die industrielle Revolution wurden Nützlichkeit, Arbeit und Produktion zum Ideal erhoben, so dass die Spielfunktion im Kulturprozess letztlich ausgeblendet wurde. Man kann dies z.B. wiederum an der (Männer)Mode belegen, wo alle Fantasieelemente verschwanden zugunsten eines farb- und formlosen Einheitsjacketts samt ernstem schwarzem Zylinder.¹⁷

Im 20. Jahrhundert erlebte das Spiel eine erneute Blüte und äußerte sich in vielerlei, teils neuer, teils übersteigerter Gestalt. Der Sport hat einen großen Stellenwert bekommen und die Spielsphäre manchmal bereits verlassen. Es lassen sich zudem zahlreiche spielerische Elemente im modernen Geschäftsleben, in der Wissenschaft und Politik erkennen, wie selbstverständlich in Theateraufführungen, in Kunst und Literatur, aber auch in der zunehmenden Virtualisierung des späten 20. Jahrhunderts mitsamt den kulturellen Konsequenzen, welche globale Vernetzung und Computerspiele mit sich bringen.

Maske und Rausch

Obwohl wir die vielen Merkmale des Spiels nun eingehend betrachtet haben, blieb die Antwort auf die Frage offen, warum wir verschiedenartige Spiele als einander ähnlich einordnen und auf sie dieselben unbewussten Regeln anwenden. Angesichts der Menge und der scheinbar unendlichen Verschiedenheit der Spiele ist es schwer, ein geeignetes Klassifikationsschema zu finden, da es immer einige Abweichungen und Ausreißer gibt. Es lassen sich jedoch insgesamt vier grobe Hauptkategorien unterscheiden, in welche so gut wie alle Spiele einzuordnen sind: Wettkampf (Agon), Zufall (Alea), Maske (Mimicry) und Rausch (Ilinx).

Je nachdem, ob innerhalb des jeweiligen Spiels das Moment des Wettstreits, des Zufalls, der Maskierung oder des Rausches dominiert, kann eine dementsprechende Einteilung vorgenommen werden. Eine feinere Differenzierung kann man erreichen, wenn innerhalb dieser

Prinzipien jeweils zwei Pole eingebaut werden, zu denen ein Spiel hinstreben kann. Auf der einen Seite steht das Vergnügen und die Improvisation (= Paidá), auf der anderen Seite der Einbau immer schwierigerer Hindernisse, um den Weg zum ersehnten Resultat möglichst unbequem zu gestalten (= Ludus). Man könnte auch sagen, es ist die Abstufung von der Ausgelassenheit zur Regel.¹⁸

Die ersten zwei Kategorien, Wettkampf und Zufall, organisieren eine Entscheidung, während es bei Maskierung und Rausch nicht darum geht, eine Situation der Chancengleichheit herzustellen, sondern bestimmte soziale und psychische Zustandsveränderungen zu erreichen, die aus der gewohnten Welt herausführen. Deshalb wird im Folgenden nach einem kurzen Überblick das Hauptaugenmerk auf die letzten beiden Kategorien fallen, da sie aufs engste mit der Bildung von Kultur zusammenhängen.

Um ein Spiel entweder als Wettkampf oder als Glücksspiel zu akzeptieren, müssen zwei Bedingungen erfüllt sein. Zum einen muss die zukünftige Entscheidung völlig ungewiss und offen sein, zum anderen muss, wenn die Entscheidung möglichst gerecht und spannend sein soll, am Anfang des Spiels eine künstlich erzeugte Chancengleichheit für alle Beteiligten hergestellt werden. Beim Wettkampf hat der Spieler selbst die Verantwortung für den Ausgang und beeinflusst diesen durch seine Fähigkeiten und seine Leistung, indem er sich in der Konkurrenz gegen seine Gegner durchsetzt. Beim Glücksspiel hingegen lässt das Spiel den Zufall entscheiden, während der Spieler sich passiv seinem Schicksal anvertraut und eben nur auf sein Glück setzt. Oftmals treten beide Kategorien in Verbindung miteinander auf, so braucht man zum Erfolg in Sportwettkämpfen neben der persönlichen Leistung auch nicht selten den glücklichen Zufall an seiner Seite.¹⁹

Die Voraussetzung für Maskierung und Rausch ist völlig anders gewichtet, denn hier zählt zuerst die zeitweilige Annahme eines fiktiven Universums, das Spiel an sich ist eine ständige Erfindung, Faszination und Illusion (schon von der Wortherkunft lat. *in-lusio* besagt dies nichts anderes, als den Eintritt ins Spiel). Es wird eine andere Welt erzeugt, die durch die Verwandlung der Spieler und ihrer Beziehungen zueinander hervorgerufen wird, was sich auf zwei Weisen vollziehen kann. Der Spieler kann sich entweder vorübergehend in einen anderen verwandeln,

indem er diesen mit Hilfe von Maskierung und Nachahmung darstellt, oder er kann seinen inneren Zustand verändern und sich in Rausch und Ekstase versetzen. Der Hang zur Imitation ist bereits ab der frühesten Kindheit sehr stark im Menschen ausgeprägt, wenn z.B. Kinder Erwachsene imitieren, um sich so auf die späteren gesellschaftlichen Anforderungen spielerisch vorzubereiten. Die Neigung, in eine fremde Persönlichkeit zu schlüpfen, bleibt den Erwachsenen erhalten und gipfelt schließlich in viele kulturelle Bereiche, wie dem Theater in allen seinen Facetten oder im Phänomen des Karnevals, auf das später noch genauer eingegangen werden soll. Alle diese Spiele kennen nur eine Regel: Der Darsteller ist verpflichtet, den Zuschauer zu faszinieren, und er muss jeden Fehler vermeiden, der die Illusion zerstören könnte. Der Zuschauer wiederum muss bereit sein, sich der Illusion hinzugeben, ohne sich von vornherein gegen die Maske und die künstliche Welt zu wehren. Das Schauspiel kann sich durchaus einmal mit dem Wettkampf verbinden, wenn beispielsweise Maskenwettbewerbe abgehalten werden oder wenn Filmstars um die Gunst der Öffentlichkeit buhlen. Weitaus öfter verbindet es sich jedoch mit Rausch, wie beim Maskenball und Karneval, was zum Teil als höchst brisante Mischung enden kann, denn „eine Maske zu tragen, berauscht und befreit. Deshalb ist auf diesem gefährlichen Gebiet, auf dem die Wahrnehmung schwankt, die Verbindung von Maske und Trance besonders bedenklich. Sie ruft derartige Exzesse hervor, sie führt zu solchen Paroxysmen, dass die reale Welt vorübergehend in dem halluzinierten Bewusstsein des Besessenen vollkommen ausgelöscht ist.“²⁰

In den Spielen des Rausches entfaltet sich schließlich die Lust an entrückten Zuständen, in denen man nicht mehr man selbst ist, und im Vergnügen, Furcht zu empfinden oder Furcht einzuflößen. Dieser Zustand wird entweder durch den Genuss von berausenden Mitteln (meistens Alkohol), durch schnelle Bewegungen des Körpers (Sturz, Rotation, Geschwindigkeit) oder dadurch ausgelöst, dass man sich in Gefahr begibt. Angefangen bei kindlichen Drehspielen, um sich schwindelig zu machen, über Jahrmarktsfeste mit ihren Achterbahnen und anderen Monstrositäten, bis hin zum schnellen Auto- oder Skifahren, lassen sich überall die Elemente des Rausches erkennen. Auch diese Kategorie kann Einfluss auf die anderen Bereiche nehmen; während

zwar Regel und Rausch völlig unvereinbar miteinander sind, verbindet sich dieser oftmals mit Aspekten des Zufalls. Diese Tatsache kann man an (Glücks)Spielsüchtigen sehen, die von ihrem Spiel so berauscht werden, dass sie sogar davon abhängig werden. Das Glücksspiel setzt eine Aufgabe des Willens voraus, sich dem Schicksal zu ergeben, woraus letztlich ein Zustand der Trance oder der Besessenheit resultieren kann. Es lähmt zwar den Spieler, fasziniert ihn aber umso stärker und macht ihn gleichsam wahnsinnig, bringt ihn jedoch niemals dazu, die heiligen Regeln des Spieles zu verletzen. Man kann auch sagen, dass der Rausch den Spieler von vornherein den Schicksalsentscheidungen unterwirft und ihn dazu bringt, sich noch rückhaltloser der Sache hinzugeben.²¹

Wie wir gesehen haben, bilden jeweils der Wettkampf mit dem Zufall und die Maske mit dem Rausch ein Paar. Je nachdem, welches dieser beiden Paare überwiegt, können interessanterweise auch Rückschlüsse auf die sie verwendende Gesellschaft gezogen werden. In einigen Gesellschaften, wie bei den Inuit, dominieren Verstellung und Ekstase, da mittels dieser in rituellen Festen und Tänzen ihre Gemeinschaft letztlich stabilisiert wird. Die Maskierung tritt hier „beim Fest in Erscheinung, jener Zwischenherrschaft des Rausches, des Überschwangs und des Verfließenden, wo alles, was es in der Welt an Ordnung gibt, vorübergehend aufgelöst wird, um neu belebt wieder daraus hervorzugehen. [... Der Einbruch dieser Phantome gleicht dem Einbruch der Mächte, die der Mensch fürchtet und auf die er, wie er fühlt, keinen Einfluss nehmen kann [...] Die Situation hat sich umgekehrt; denn jetzt ist er es, der Furcht einflößt, er selbst ist die schreckliche und unmenschliche Macht.“²²

Je komplexer eine Gesellschaft nun wird, desto mehr werden Maske und Rausch zurückgedrängt. Der Zusammenhalt des kollektiven Lebens wird nicht mehr von dem pantomimisch und ekstatisch beschworenen Heil veranlasst, sondern von einem Kompromiss, einer verborgenen Abrechnung zwischen der Heredität, das heißt einer Art Zufall, und der Kapazität, die einen Wettbewerb voraussetzt. Rausch und Verstellung „finden sich alsdann ihres alten Übergewichtes beraubt, an die Peripherie des öffentlichen Lebens gedrängt, auf immer bescheidenere und kurzfristige, wenn nicht sogar verbotene und schuldbeladene Rollen reduziert, oder auch in die begrenzte und geregelte Domäne der Spiele und der Fiktion eingeeignet, innerhalb derer sie dem Menschen die gleichen ewigen

Befriedigungen gewähren, aber unterjocht und nur noch dazu dienend, seine Langeweile zu zerstreuen, ihn von seinen Mühen, diesmal ohne Wahnsinn und Delirium, ausruhen zu lassen“²³.

Der Karneval

„Nichts wäre fader als eine Gesellschaft, die alle Risiken aufhobe, ohne zu bedenken, dass es Handlungen mit ungewissem Ausgang bedarf. Nicht nur die friedliche, aber bisweilen etwas langweilige Homogenität stellt das Ziel des Lebens dar, sondern auch die Ausschweifung, die Entgrenzung, die Traumzeit. Nur im Wagnis vergewissert sich der Mensch seiner Freiheit und Souveränität.“

(Gunter Runkel: Soziologie des Spiels, 1986)

Etymologische Aspekte, Ursprünge und kulturgeschichtlicher Verlauf

Die deutsche Sprache kennt für das Fest der närrischen Ausgelassenheit mehrere Begriffe, die wichtigsten unter ihnen sind Karneval, Fastnacht und Fasching. So vielerlei semantische Gestalt dieses Fest annehmen kann, so viele etymologische Deutungen wurden den Bezeichnungen auch zuteil.

Angeregt durch den Umstand, dass man an Fastnacht gelegentlich Schiffe auf Karren geladen und über Land gezogen hat, kam der Germanist und Mythologe Karl Simrock im Jahre 1853 auf den Gedanken, das Wort „Karneval“ aus der (von ihm erschlossenen) lateinischen Wendung „carrus navalis“ abzuleiten, was soviel wie „Schiffswagen“ bedeuten sollte. Die jüngere Forschung hat diese Schlussfolgerung widerlegt, da es die Bezeichnung „carrus navalis“ im Lateinischen nicht gibt und nie gegeben hat, sondern sie erst in einem klassischen Zirkelschluss, aus dem Wort abgeleitet wurde, das zu erklären war. Das tatsächliche lateinische Stammwort für Karneval lautet „caro“ (= Fleisch), aus dessen Ableitungen sich im Spätmittelalter über die Zwischenformen „carnelevale“ und „carnevale“ das Wort „carneval“ entwickelt hat, das seit 1699 in Deutschland als Festbezeichnung greifbar wird. Die verschiedenen Ableitungen stimmen inhaltlich weitgehend überein, denn sie bezeichnen

alle eine „Wegnahme“ bzw. „Aufhebung des Fleisches“, also das Ende des Fleischgenusses, wodurch die unmittelbar bevorstehende Fastenzeit angekündigt wurde.²⁴

Die „Fastnacht“ hat sich aus dem seit ca. 1200 existierenden Begriff „vastnaht“ über die Zwischenform „vas(e)naht“ entwickelt, wobei wiederum der Abend vor dem Beginn der Fastenzeit gemeint war. Der Versuch „Fastnacht“ auf das Wort „faseln“ (= ungereimtes Zeug reden; sich unsinnig gebärden) zurückzuführen, scheiterte an den Gesetzen der Lautbildung, die eine Schrumpfung von „faseln“ zu „vas“ unwahrscheinlich machen, als auch an dem Umstand, dass „faseln“ kein mittelalterliches Wort ist und erst seit 1685 öfters erscheint.²⁵

Auch der in Süddeutschland und Österreich vorherrschende Name „Fasching“, der seit 1577 belegt ist, geht sprachgeschichtlich auf eine Wortform zurück, die mit dem Fasten in Zusammenhang steht. Der Fasching tritt zuerst in der Passauer Weberordnung von 1283 in den Formen „vastschang“ und „vaschanc“ auf. Das mittelhochdeutsche „vastschanc“ bedeutete ursprünglich das „Ausschenken des Fastentrunks“, was sich damit schon auf ein bestimmtes Brauchelement der Fastnacht bezieht, und wandelte sich über die Zwischenform „Faschang“ in das zeitgenössische „Fasching“.²⁶

Wenn man den Spuren des Karnevals folgt, stellt sich bald heraus, dass es in seiner Entwicklungsgeschichte keinen roten Faden zu entdecken gibt und sich seine Herkunft im Dunkel der Jahrhunderte verliert.

Die ersten möglichen Ursprünge finden sich im klassischen Altertum bei den römischen „Bacchanalia“ und „Saturnalia“, Feste zu Ehren des Weingottes Bacchus und des legendären Königs Saturn. Die Bacchusfeste spiegeln bereits ein Charakteristikum des Karnevals wider, den Rausch; einen schwerwiegenderen Einfluss für dessen Ideale hatten jedoch die Saturnalien.

Saturn, so hieß es, sei als Flüchtling zu Schiff nach Italien gekommen und dort mit offenen Armen aufgenommen worden, so dass er bald zum Regenten wurde und ein goldenes Zeitalter erblühen ließ. Es gab keinerlei Standes-, Klassen- oder Eigentumsunterschiede mehr, sondern nur noch kollektives Eigentum und vollkommene Gleichheit. Nach seinem Ableben avancierte er durch den fortbestehenden Mythos des goldenen Zeitalters allmählich zu einem Gott, dem am Abhang des

Kapitols in Rom ein Tempel errichtet wurde. Der Tag, an dem dieser Tempel eingeweiht worden sein sollte – der 17. Dezember –, galt als Feiertag des Saturn, an dem alljährlich die nach ihm benannten Saturnalien stattfanden. Um an das verflossene, glückliche Zeitalter zu erinnern, wurde den Prinzipien des Saturn gehuldigt. Daher wurde einerseits im Tempel der gesamte Staatsschatz symbolisch aufbewahrt und andererseits gab es während des Festes keinerlei Unterschied zwischen arm und reich, teilweise sogar bis zur Umkehrung der Normen gesteigert, so dass die Herren ihren Sklaven aufwarteten. Jedermann enthielt sich jeglicher Mühe und Arbeit und jedermann schmauste und trank, so viel ihm beliebte. Die Saturnalien waren stark griechischen Einflüssen ausgesetzt, so stammte aus Griechenland beispielsweise die Sitte, durch Würfeln einen Trinkkönig zu ermitteln, durch dessen willkürliche und sinnlose Anordnungen für Heiterkeit gesorgt werden sollte. Auch der Usus, Geschenke auszutauschen, unterlag der griechischen Mode. Dabei pflegte man die Geschenke, von Lebensmitteln über Brettspiele oder Büchern bis hin zu Schmuck und Hausrat, durch Boten zu versenden und mit witzigen Beischriften zu versehen. Das Saturnalienfest, ursprünglich auf den vorhin erwähnten 17. Dezember fixiert, dehnte sich von dort immer mehr zur Wintersonnenwende hin aus, bis man drei, fünf oder sieben Tage lang feierte. Zudem verbreitete sich das Fest, das anfangs nur auf Rom beschränkt war, mit der militärischen Expansion über große Teile des Abendlandes und noch ins Morgenland hinein. Unter den Soldaten begann auch der Brauch, sich zu verkleiden, vor allem haben diese dabei gerne die Rolle des anderen Geschlechtes angenommen.²⁷

Auch das europäische Mittelalter wurde vom Phänomen des kulturellen Spieles Karneval geprägt, wobei zuerst auf den Aspekt des Narrentums eingegangen werden soll. Der Narr, der heutzutage den Inbegriff fastnächtlichen Treibens darstellt, galt „im 15. und 16. Jahrhundert geradezu als Signum der Epoche“²⁸. Allerdings machten erst die späteren Jahrhunderte den Narren zu einem heiteren Possenreißer²⁹, im Mittelalter verstand man darunter etwas völlig anderes. Das Etikett des Narren wurde meist sozial Verachteten und psychisch oder physisch Behinderten angeheftet. Es dürften damals sehr viele bemitleidenswerte Menschen unter diese Kriterien gefallen sein, denn „zur Kategorie

›Narr‹ zählten alle, die aufgrund körperlicher Anomalien und Gebrechen, aufgrund geistiger Defekte oder aber auch aufgrund weltanschaulich-religiöser Andersartigkeit nicht dem herrschenden Normensystem des christlichen Abendlandes entsprachen³⁰. Die Figur des Narren versinnbildlichte damit nicht nur die menschliche Torheit und Sündhaftigkeit, sondern sie wurde auch zu einem Symbol irdischer Vergänglichkeit und trat sogar in unmittelbare Nachbarschaft zur Gestalt des Todes. Ende des 16. Jahrhunderts wandelte sich jedoch diese Einstellung und das Verhältnis zur Narrheit entkrampfte sich allmählich. Nach und nach wurde sie von den Menschen als Möglichkeit begriffen, kurzfristig aus den Alltagsnormen auszubrechen und die Welt aus einer anderen Perspektive zu sehen. Die Narrenrolle, soweit sie sich nicht auf unheilbare Krankheiten, sondern auf harmlose menschliche Schwächen bezog, verlor ihren Schrecken und übte schließlich eine immer stärkere Faszination aus. So hielt der Narr Einzug ins Theater und so wurde er zunehmend auch vom Karneval absorbiert.³¹

Das Fest der Narren, die Aufhebung der Unterschiede und der alltäglichen Ordnung, erreichte seinen Höhepunkt in eben dieser Zeit, im sogenannten Herbst des Mittelalters, in den großen Städten wie Rom, Venedig, Paris, Nürnberg und Köln.³²

Mit Beginn des 17. Jahrhunderts verkümmerte der Karneval aufgrund des aufstrebenden calvinistischen Gedankengutes, welches das närrische Treiben als Zeitverschwendung und Laster anprangerte. Erst im 20. Jahrhundert wurde der Karneval wieder in die Gesellschaft integriert und nimmt teilweise sogar wieder spätmittelalterliche Ausmaße an.

Sowohl damals wie heute lassen sich drei Elemente erkennen, die wesentliche Bestandteile der Fastnacht sind, nämlich das Gelage, der Tanz und die Maskierung. Hier scheinen sehr deutlich die oben erwähnten Triebe des Menschen nach Maske und Rausch durch und auch der allgemeine Drang zu spielen, wenn wir uns daran erinnern, dass der Tanz ursprünglich genau dies bedeutete. Die Maskierung ist sicherlich das faszinierendste Merkmal des Karnevals, so dass im Folgenden näher darauf eingegangen werden soll.

Die Maskierung

Im Gegensatz zu ihren Ursprüngen in rituellen und kultischen Handlungen hat die Maskierung beim Karneval heute keine transzendente Seite mehr, das heißt „derjenige, der die Maske trägt, hat nicht mehr das Gefühl, als verkörpere er die ungeheuerlichen Mächte, deren unmenschliches Antlitz er sich anlegt“³³, außerdem fehlt ein zentraler Festinhalt. Bei der Frage, welche Funktion die Maske in der Fastnacht hatte und hat, stößt man auf die Tatsache, dass die ersten Zeugnisse einer karnevalesken Gesichtsmaskierung erst zu Beginn des 15. Jahrhunderts einsetzen, und viele dieser Zeugnisse Verbote sind. Wenn also die Maskierung von der Obrigkeit immer wieder verboten worden ist, dann muss sie dazu Anlass gegeben haben, dass unter ihrem Schutz, also in der Anonymität, allerlei lustvoller Unfug verübt worden ist, für den niemand zur Rechenschaft gezogen werden konnte. Häufig kostümierten sich die Männer als Frauen, um sich so leichteren Zugang zu den weiblichen Refugien zu verschaffen. Die Maskierung war also unter anderem ein bequemes Mittel, in der Atmosphäre des allgemeinen Festes gegen die sonst wirksamen Normen zu verstoßen, am häufigsten eben in jenem regelbefrachteten Raum zwischen den Geschlechtern.³⁴ Dieses Spiel mit der Identität gehörte schon immer zum Wesen des Karnevals, wobei durch Verkleidung, Kostümierung und Schminken die wirkliche Persönlichkeit nach Belieben mehr oder minder stark verändert werden kann. Hier sind zwei Ebenen der Verwandlung voneinander zu trennen, weil beide eine unterschiedliche Ausgangsposition für die Begegnung des aktiven Karnevalteilnehmers mit seiner Umwelt schaffen: zum einen die partielle Verkleidung, zum anderen die totale Vermummung. Die eine verändert zwar die Person des Kostümträgers, lässt aber dessen wirkliche Identität nach wie vor erkennen, die andere kaschiert dagegen die wahre Persönlichkeit des Maskenträgers völlig und macht ihn für seine Partner in der Regel unkenntlich. Die Grundmuster, denen die Verwandlungen beider Typen folgen, sind nach den unterschiedlichen Motivationen der Darsteller gerichtet, so können entweder allgemein komische, parodistische, historische, exotische, erotische oder gar dämonische Elemente zur Schau geboten werden.³⁵ Die Maskierung hat jedoch nicht nur die Funktion, die Individualität zu

verbergen, um sie damit erst verwirklichen zu können, sondern auch die Aufgabe allgemeine Interessen darzustellen, gegebenenfalls Utopien einer besseren Welt vorzuspielen und der Gesellschaft den Spiegel vorzuhalten.³⁶ Denn dadurch, dass der Maskierte Verhaltensmuster der Alltagswelt vorführt und sie Zuschauern zeigt, die sich auf das Spiel eingelassen haben, hat er die Möglichkeit zur Verfremdung oder Vertiefung, zur Kritik und Karikatur.³⁷

Gesellschaftliche Funktionen

Wie wir gesehen haben, werden im Karneval die sozialen Rollen auf den Kopf gestellt. Schon der Wechsel der Kleidung zeigt den Wechsel des sozialen Kontextes an, also das Überschreiten von der gewöhnlichen zur außergewöhnlichen Zeit. Dabei werden eigentlich zwei Pole für eine Zeit lang wieder vereinigt, das Hohe wird mit dem Niederen und das Profane mit dem Heiligen verbunden. Außerdem findet meist ein reizvoller Wechsel von Erhöhung und Erniedrigung statt, das heißt der Narr wird zuerst kurzfristig zum König erklärt, um am Ende schließlich wieder zum Narren erniedrigt zu werden.³⁸

Der Karneval ist in diesem Sinne ein „so tun als ob“ einer Revolution, womit er zugleich ein wichtiges Merkmal des Spiels beinhaltet. Das Agieren in diesem fiktiven Universum kann als ein Ventil für im Alltag angestaute Aggressivität betrachtet werden, um die Gesellschaft von angehäuften sozialen Konflikten zu entlasten. Wenn man den Karneval als abweichendes Verhalten in soziologischem Sinne begreift, wird klar, dass die gesellschaftliche Ordnung erst durch ihre periodische Auflösung stabilisiert werden kann. Denn nur die Abweichung kann normenkonformes Verhalten als solches erkenntlich machen und heraufbeschwören.³⁹ Im Karneval kann sich zudem in spielerischer Form das Unterdrückte und Verdrängte artikulieren. Es treten beispielsweise, damals wie heute, freiere Formen der Sexualität auf oder auch die alte Sehnsucht der Frauen nach Abschaffung der Männerherrschaft. Einige Autoren sehen auch in der Karnevalszeit „elf“ das Unterdrückte in verhüllter Form ans Tageslicht treten, denn in ihr seien angeblich bei der Neubegründung des Karnevals in der Restaurationsepoche nach dem Wiener Kongress die Ideale der französischen Revolution (*égalité, liberté und fraternité*)

versteckt worden.⁴⁰ Es ist allerdings zu bedenken, dass dieser Kampf eine andere Reihenfolge besaß und die Forderung nach „liberté“ an den Anfang gestellt war. Wie sich gezeigt hat, dient die Fastnacht der Darstellung einer Gegenwelt, in der die gewöhnliche Ordnung aufgehoben oder überschritten wird, was zu der Frage führt, ob die Narrenzahl Elf nicht eher mit dieser Normüberschreitung in Zusammenhang steht. Tatsächlich verweist diese Zahl in der christlichen Allegorese stets auf die Sünde im Allgemeinen und auf die letzte Stunde im Speziellen. Die negative Auslegung der Zahl Elf stützt sich vor allem auf das Argument, dass sie als erste die Zehnerzahl des Gesetzes (zehn Gebote) überschreite und deshalb auch diejenigen bezeichne, die das Gesetz übertreten. Sie weist also auf Menschen hin, die sich außerhalb des Sittengesetzes bewegen und nach ihrem eigenen Willen leben, nicht nach dem Willen Gottes, was in signifikanter Weise auf die Fastnacht narren zutrifft. In ihrer zweiten Bedeutung als Zeichen für die letzte Stunde ermahnt sie an die Vergänglichkeit alles Irdischen, an die Endzeit und an den Antichristen. Damit erweist sich die Wahl des 11.11. als Eröffnungstermin für die Fastnacht als ebenso sinn- und bedeutungsvolle Maßnahme wie die Betonung der letzten Stunde durch den Zeitpunkt 11 Uhr 11.⁴¹

Doch was bewegt die Menschen in unserer heutigen aufgeklärten und entzauberten Welt, an der Tradition des Karnevals festzuhalten? Die statische Ständeordnung des Mittelalters mit ihrer fehlenden vertikalen Mobilität, die dem Individuum die Veränderung seiner Situation nur durch die Erlangung des ewigen Heils oder zu Zeiten der Fastnacht in Aussicht stellte, existiert nicht mehr. Sie wurde abgelöst durch unsere im Prinzip offene und durchlässige Schichtengesellschaft, in deren säkularisiertem Denken nicht mehr in erster Linie der religiöse Eifer die Gemüter bewegt, sondern das soziale Aufstreben in vertikaler Richtung. Diese Situation hat das Dasein des Einzelnen nicht erleichtert. Der gesellschaftliche Standort des heutigen Menschen ist veränderbar geworden, aber genau dies bewirkt eine permanente soziale Kontrolle und eine Unsicherheit über die eigene Position, wie sie das Mittelalter mit seinen sehr viel klareren und einfacheren Sozialstrukturen nicht kannte. Heutzutage bewegt sich das Individuum in einem sehr komplexen sozialen Bezugssystem und muss ein geschickt taktierendes Rollenverhalten

annehmen, dessen vielfältige Zwänge im eigenen Interesse genau respektiert werden müssen. Bereits die geringste Unachtsamkeit im Umgang mit den gesellschaftlichen Spielregeln kann unter Umständen irreparable Folgen für das Prestige des Betroffenen und damit für seine Existenz haben. Notwendigerweise folgt aus einem solchen ständigen Gefordertsein eine Art sozialer Dauerstress, der viele bis an die Grenze ihrer psychischen und physischen Belastbarkeit führt. Von den möglichen Abwehrreaktionen gegen diesen Stress ist im Zusammenhang mit dem Karneval eine besonders interessant. Schon das Kleinkind versucht sich in einer überraschend auftretenden, komplizierten sozialen Situation, bei der es in Verlegenheit gerät, dadurch zu entziehen, dass es die Hände vors Gesicht hält und sich auf diese Weise gewissermaßen selbst aus dem von ihm erwarteten Rollenverhalten befreit. Anstatt jedoch wegzulaufen, nimmt es, in der Hoffnung, dass seine alte Identität für die Umstehenden jetzt nicht mehr erkennbar sei, eine neue Rolle an. Viele Erwachsene haben ein ähnliches Bedürfnis angesichts der Erwartungen, die von der sozialen Umwelt an sie gestellt werden. Die Normen des Alltags und die zu befürchtenden gesellschaftlichen Sanktionen zwingen jedoch dazu, den Wunsch zu verdrängen, noch ehe er ins Bewusstsein tritt. Einen der wenigen Freiräume, dieses Bedürfnis – von der Gesellschaft geduldet – befriedigen zu können, bietet der Karneval. „In entwickelten stratifikatorischen Gesellschaften, in denen Alltag und Spiel sich als getrennte Bereiche schon ausdifferenziert haben, erscheint das Spiel in Ventilfunktionen wie dem Karneval“⁴². Was sich hier für die Aktiven vollzieht, ist nämlich nichts anderes, als der Ausbruch aus der alten und die Annahme einer neuen sozialen Rolle. Der Fastnachtsnarr meidet also nicht die Begegnung mit der Umwelt, sondern nach seiner Verwandlung zum Träger einer anderen Rolle sucht er sie sogar. Denn der Karneval legt es nicht darauf an, die Alltagsordnung zu zersetzen oder gar abzuschaffen, sondern bezieht sich, wie jedes Spiel, trotzdem auf die Realität und ist vom Alltag in hohem Grade abhängig. Der Karneval sucht sozusagen den Dialog mit dem Alltag, da ohne einen solchen Bezug die gesamte Ebene des Parodistischen gegenstandslos wäre. Er spielt sich daher niemals in einem sterilen Freiraum ab, denn erst dadurch, dass er fortwährend persiflierend und pervertierend auf den Alltag reagiert, gewinnt er seine Attraktivität. Hieraus ergibt sich, dass er auch nie

chaotische Züge tragen kann, im Gegenteil, oftmals sind die innerfastnachtlichen Ordnungen viel strenger als jene des „normalen“ Lebens. Dennoch unterwerfen sich die Narren, kaum den Restriktionen ihres gewohnten Daseins entronnen, dem neuen, häufig noch kleinlicheren Normensystem gerne. Das Experiment, mit seiner Identität zu spielen und seine alte Umwelt in veränderter Rolle neu erleben zu können, lässt manches andere vergessen.⁴³

Der Gesellschaft wird folglich durch die Kultur, sei es im Theater, in der Kunst oder beim Karneval, in spielerischer Art und Weise stets der Spiegel zur unbarmherzigen Selbstreflexion vorgehalten. Durch die Erfassung dieser Phänomene können letztlich all die Unzulänglichkeiten des Alltags und der Gesellschaft, in der wir leben, offenkundig werden und damit zu einem besseren Verständnis unserer sozialen Beziehungen und unserer Persönlichkeit beitragen.

Anmerkungen

1 Vgl. Götz, Alfred; Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin 1953. S. 425.

2 Vgl. Janssen, Werner: Kultur und Spiel. Die dialogische Erweiterung des natürlichen Spielraums. Frankfurt/Main 1991. S. 187 f.

3 Vgl. Götz; Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. S. 742

4 Vgl. Janssen: Kultur und Spiel. S. 182 f.

5 Vgl. Elias, Norbert: Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Amsterdam 1997. S. 89-132.

6 Vgl. Götz; Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. S. 741 f.

7 Vgl. Buytendijk, F.J.J.: Wesen und Sinn des Spiels. Das Spielen des Menschen und der Tiere als Erscheinungsform der Lebenstrieb. Berlin 1933. S. 18 f.

8 Vgl. Kant, Immanuel: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht; Kritik der reinen Vernunft; Kritik der Urteilskraft; zit. nach Janssen: Kultur und Spiel. S. 121-124.

9 Vgl. Schiller, Friedrich: Über die ästhetische Erziehung in einer Reihe von Briefen; ; zit. nach Janssen: Kultur und Spiel. S. 124-127.

10 Vgl. Popitz, Heinrich: Spielen. Göttingen 1994. S. 30.

11 Vgl. Janssen: Kultur und Spiel. S. 129.

12 Buytendijk: Wesen und Sinn des Spiels. S. 124 f.

13 Vgl. ebd. S. 55-57.

14 Vgl. Huizinga, Johan: Homo ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel. Reinbek 2001.

S. 12 f.

15 Vgl. Ebd. S. 23.

16 Ebd. S. 37.

17 Vgl. Ebd. S. 190-210.

18 Vgl. Caillois, Roger: Die Spiele und die Menschen. Maske und Rausch. Stuttgart 1960. S. 19-37.

19 Vgl. Ebd. S. 21-27.

20 Ebd. S. 85.

21 Vgl. Ebd. S. 27-36.

22 Ebd. S. 97.

23 Ebd. S. 111.

24 Vgl. Moser, Dietz-Rüdiger: Fastnacht, Fasching, Karneval. Das Fest der verkehrten Welt. Graz/Wien/Köln 1986. S. 11.

25 Vgl. Ebd. S. 13.

26 Vgl. Götzke; Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. S. 191.

27 Vgl. Fuhrmann, Manfred: Fasnacht als Utopie: Vom Saturnalienfest im alten Rom. In: Bausinger, Hermann; Jeggle, Utz; Scharfe, Martin; Warneken, Bernd Jürgen (Hrsg.): Narrenfreiheit. Beiträge zur Fastnachtsforschung. 51. Band. Tübingen 1980. S. 30-36.

28 Mezger, Werner: Bemerkungen zum mittelalterlichen Narrentum. In: Ebd. S. 47.

29 Vgl. Schwendinger, Michael: Till Eulenspiegel – Ein Schalksnarr nur zum Lachen? In: Märchen und Märchenforschung. Begleitkatalog zur Ausstellung in der Universitätsbibliothek Augsburg. Augsburg 2004. S. 45 ff.

30 Mezger: Bemerkungen zum mittelalterlichen Narrentum. S. 50.

31 Vgl. Ebd. S. 63.

32 Vgl. Runkel, Gunter: Soziologie des Spiels. Frankfurt/Main 1986. S. 105.

33 Caillois: Die Spiele und die Menschen. S. 148.

34 Vgl. Holtorf, Arne: Tanz – Gelage – Maskierung. In: Bausinger, Hermann; Jeggle, Utz; Scharfe, Martin; Warneken, Bernd Jürgen (Hrsg.): Narrenfreiheit. Beiträge zur Fastnachtsforschung. 51. Band. Tübingen 1980. S. 194.

35 Vgl. Mezger, Werner: Fasnacht, Fasching und Karneval als soziales Rollenexperiment. In: Ebd. S. 211 ff.

36 Vgl. Runkel: Soziologie des Spiels. S. 102.

37 Vgl. Gebauer, Gunter; Wulf, Christoph: Spiel, Ritual, Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt. Hamburg 1998. S. 189.

38 Vgl. Runkel: Soziologie des Spiels. S. 101.

39 Vgl. Lamnek, Siegfried: Theorien abweichenden Verhaltens. Eine Einführung für Soziologen, Psychologen, Pädagogen, Juristen, Politologen, Kommunikationswissen-

KULTUR UND SPIEL

schaftler und Sozialarbeiter. München 2001.

40 Vgl. Runkel: Soziologie des Spiels. S. 102.

41 Vgl. Moser: Fastnacht, Fasching, Karneval. S. 170-178.

42 Vgl. Kolb, Michael: Spiel als Phänomen – Das Phänomen Spiel: Studien zu phänomenologisch-anthropologischen Spieltheorien. Köln 1989. S. 63.

43 Vgl. Mezger: Fasnacht, Fasching und Karneval als soziales Rollenexperiment. S. 210 f. und S. 220 f.

Michael Schwendinger studiert an der Universität Augsburg Europäische Ethnologie/ Volkkunde, Soziologie und Philosophie.

Wahrsagerei - der Blick in die Zukunft **Vorhersagen während des Ersten Weltkrieges**

von Werner Schneider

„Not hilft beten“, weiß ein altes Sprichwort. Kriegszeiten sind Zeiten der Not und der Angst, sowohl für die Soldaten, als auch für die Angehörigen zu Hause. Dies trifft auch für die Zeit des Ersten Weltkrieges zu.

Die nachfolgende Betrachtung will sich nicht nur mit Wahrsagerei, Hellsehen und Prophezeiungen zum Ersten Weltkrieg als Gesamtereignis und zu Einzelschicksalen befassen, sondern auch beleuchten, wie sich damals zu Hause oder im Feld Politiker, Schriftsteller, Historiker und Theologen die Zukunft vorgestellt haben.

Zu Beginn werden die Wahrsagerei und die Blicke in die Zukunft während des Krieges erörtert, die sich vor allem mit der Dauer und dem Kriegsende beschäftigen. Anschließend wird die gewerbsmäßige Wahrsagerei behandelt werden. Um eine ausufernde Erörterung zu vermeiden, werden zu den einzelnen Unterpunkten nur jeweils wenige Beispiele, manchmal auch nur ein einziges, typisches, vor allem aus dem deutschsprachigen Raum, herangezogen.

Die schriftlichen Berichte über Wahrsagungen in den Zeitungen, Zeitschriften und in der sonstigen Literatur sind quellenmäßig nur selten nachprüfbar; schon in den Berichten selbst heißt es oft: „eine Frau in X soll erzählt haben, dass [...]“ oder: „es wird berichtet, dass jemand erfahren hat [...]“. Es wird nicht bei jedem geschildertem Bericht, auf den dies zutrifft, jedes Mal ausdrücklich auf diesen Umstand hingewiesen werden. Wichtiger erscheint wohl, dass viele der Menschen damals an diese Berichte glaubten.

Vorhersagen während des Krieges

Kaum war der Krieg ausgebrochen, entstand eine Welle von Vorhersagen, die allerdings oftmals gepaart waren mit Hoffnungen über ein mögliches Ende des Krieges. Sie mußten im Laufe des sich hinziehenden

Krieges oft revidiert und angepasst werden. Das begann schon in den ersten Kriegstagen mit den Aufschriften an Militärzügen, welche die Soldaten an die Front brachten. Diesen Aufschriften zufolge wäre der Krieg bereits an Weihnachten beendet. Das setzte sich fort in den Reden und Schriften von Politikern, Intellektuellen und in Kriegspredigten, natürlich fühlten sich auch Wahrsager berufen, in die Zukunft zu schauen. Hinsichtlich des Kriegsausgangs war es für Zivilisten und Soldaten aller beteiligten Nationen klar – zumindest wurde nach außen hin selten etwas anderes gezeigt –, dass nur ihre eigene Nation den Sieg davontragen könne. Deshalb kann nicht jede Äußerung als Prophezeiung betrachtet werden. Oft sind solche Äußerungen als Propaganda zu verstehen.

Zuerst sollen die 'Wahrsager' im engeren und weiteren Sinne zu Wort kommen. Zwar beginnen die zeitgenössischen Berichte über deren Vorhersagen oft vorsichtig mit: „Jemand soll gesagt haben“, aber im Großen und Ganzen kann man feststellen, dass Prophezeiungen in den Zeitungen und Zeitschriften selten hinterfragt wurden. Viele wurden weitererzählt, variiert und angepasst, und die eine oder andere erschien dann auch irgendwann in gedruckter Form. Wahrscheinlich wäre es treffender, diese Formen des Blicks in die Zukunft nicht Wahrsagerei, sondern 'Parolen' über die erhoffte Zukunft zu nennen.

Die meisten dieser Vorhersagen drehten sich um das Ende des Krieges und um den ersehnten Frieden. Der wohl früheste Termin für das Kriegsende soll von einer Zigeunerin für den 22. September 1914 vorausgesagt worden sein.¹ Eine der nächsten Versionen wusste von der Weinlese;² dann folgte Weihnachten, dieser Termin hatte eventuell seinen Ursprung in der Altöttinger Weissagung, in der auch schon von einem Friedensschluss an Weihnachten die Rede ist. Auch für die Weihnachtsfeste der nächsten Kriegsjahre wurde erneut das Kriegsende vorhergesagt. Den Wahrsagungen zu diesem frühen Zeitpunkt lag sicher die allgemein herrschende Meinung zugrunde, der Krieg werde nur von kurzer Dauer sein. Auch der Schreinermeister Andreas Rill schrieb Ende August 1914 nach Hause: „Man sagt, der Krieg ist bis Weihnachten zu Ende.“³

Nachdem nun all diese Zeitpunkte verstrichen waren, tauchte die Vor-

hersage zur ‘Kirschblütenzeit’ auf.⁴ Die ‘Kirschblütenzeit’ als Kriegsende war eine weit verbreitete Prophezeiung während des Ersten Weltkrieges. Diese hat wohl ihren Ursprung in der eschatologischen Sage von der Endzeitschlacht – oft in der Version ‘Birkenbaumschlacht’ wiedergegeben, in der bei einigen Erzählformen auch von einem Frieden zur Kirschblütenzeit die Rede ist.

Die kuriosesten Zusammenhänge mussten erhalten, um auf das Kriegsende hinzuweisen; so kam man auf die Idee, im Mai 1916 könne der Friedensschluss eintreten, da nun zum ersten Mal während des Krieges in einem Monat zweimal Neumond war.⁵ Diese Reihe ließe sich endlos über die ganzen Kriegsjahre fortsetzen, der sehnliche Wunsch der Menschen nach einem Ende des Krieges war Nährboden für immer neue Vorhersagen.

Natürlich gab es auch Hellseher im Schützengraben. Unter Soldaten machten die Erzählungen über solche Hellseher ihre Runde. Diese Hellseher wahrsagten sowohl über den baldigen Frieden, als auch über Einzelschicksale ihrer Kameraden.⁶

Als eine ‘echte Wahrsagung’ dürfte man hingegen den Bericht über den Bauern Georg Miller aus Süddeutschland einstufen, der allerdings erst 1919 gedruckt wurde. Darin heißt es, dass der Mann am 26. Juli 1914 verstarb und geheimnisvolle Aufzeichnungen hinterlassen habe, die mit der folgenden Zusammenfassung endeten:

„Jetzt wißt Ihr, was kommt. Versorgt Euch mit Waffen aller Art, Lebensmitteln, Korn, anderen Produkten zum Lebensunterhalt auf ‘vier Jahre’ ... Tut das Eurige; Gott wird das Seine tun und Euch schützen. Amen. So geschehe es.“⁷

Eine weitere Prophezeiung soll betrachtet werden, die ebenfalls zu den ‘echten’ zählen darf. Sie ist wie keine andere Prophezeiung so umfangreich wissenschaftlich untersucht worden, und zwar von Hans Bender. Er war bis 1975 Professor für Psychologie und Grenzgebiete der Psychologie an der Universität in Freiburg.

Die Prophezeiung, die Mitte August 1914 von einem Franzosen gegenüber deutschen Soldaten, die an der elsässischen Front lagen, gestellt wurde, wurde von einem von ihnen, dem Schreinermeister Andreas Rill aus Oberbayern, in zwei jeweils vierseitigen Feldpostbriefen am 24. und

30. oder 31. August 1914 nach Hause berichtet. Diese Briefe wurden 1953 erstmals von dem Benediktinerpater Renner veröffentlicht.⁸ Andreas Rill berichtet in seinen Briefen von Vorhersagen des Franzosen zum Ersten Weltkrieg und den nachfolgenden Jahren, aber auch von der ferneren Zukunft, der NS-Zeit, dem Zweiten Weltkrieg und gar einem Dritten Weltkrieg. Die Vorhersagen sind teilweise von bemerkenswerter Treffsicherheit, dann aber auch wieder unzutreffend, widersprüchlich oder nicht zu deuten. Widersprüche zwischen dem ersten und dem zweiten Brief lassen sich auf Missverständnisse und unterschiedliche Einordnung des Briefeschreibers zurückführen; dieser nimmt die Weissagungen im ersten Brief noch nicht sehr ernst, im zweiten Brief – nur eine Woche später, aber auch eine Woche länger Zeit zum Nachgrübeln – schwankt er hin und her zwischen Glaube und Zweifel. Nachfolgend werden die wesentlichen Sätze des ersten Briefes über die Prophezeiungen präsentiert, die den Ersten Weltkrieg und die erste Zeit danach mit Revolution und Inflation betreffen:

„Der Krieg – sagte er – ist für Deutschland verloren und geht ins fünfte Jahr, dann kommt Revolution, aber sie kommt nicht recht zum Ausbruch; der eine geht und der andere kommt; und reich wird man; alles wird Millionär, und soviel Geld gibts, daß mans beim Fenster rauswirft und klaubts niemand mehr auf.“⁹

Der Briefschreiber konnte es sich nicht verkneifen, dahinter das Wort „Lächerlich“! zu setzen. Die Ermittlungen von Professor Bender lassen „kaum einen Zweifel zu, dass die Feldpostbriefe am 24. und 30. oder 31. August 1914 geschrieben worden sind.“¹⁰ Die Identität des französischen Visionärs konnte er nicht eindeutig nachweisen, es scheint wahrscheinlich, dass es sich um einen Laienbruder oder einen Novizen aus dem Kapuzinerkloster in Sigolsheim bei Colmar handelte.¹¹

In der älteren Geschichtsschreibung, zum Teil bis in die achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein, wurde die Stimmung, die bei Kriegsbeginn herrschte, als allumfassende, euphorische Kriegsbegeisterung mit einem verklärtem Blick auf das, was da kommen würde, beschrieben. Diese Stimmung wurde später als ‚Augusterlebnis‘ oder ‚Geist von 1914‘ bezeichnet. So war auf einem der Militärzüge, die Richtung Frankreich an die Front fuhren, zu lesen: „2. Akt des Lustspiels von 1870.“¹²

Erst die neuere Geschichtsschreibung revidierte diese einseitige Blickrichtung und stellte klar, dass diese Kriegsbegeisterung nicht überall verbreitet war. Viele Menschen blickten sorgenvoll in die Zukunft, „als wenn sie am folgenden Tag geköpft werden sollten.“¹³ Der Dorfschullehrer Stiegele aus Silheim (damals Bezirksamt Neu-Ulm, jetzt Kreis Günzburg) sah Schlimmes auf das Land und seine Menschen zukommen, als er – nach der offiziellen Verkündung der Kriegsgefahr – am 31. Juli in sein Tagebuch eintrug:

„Alle Ruhe und Beschaulichkeit schwindet aus den Gesichtern, ein Schreck fährt in alle Menschen, denn ein jeder weiß: das bedeutet Unheil!“¹⁴

Hinsichtlich einer sozialen Differenzierung überwog die Kriegsbegeisterung bei den oberen Gesellschaftsschichten, beim Adel, dem (Bildungs-)Bürgertum und bei den Studenten gegenüber den unteren Schichten, den Arbeitern und den Bauern.¹⁵ Die Arbeiterfrau zu Hause ebenso wie ihr fortziehender Mann blickten mit Sorge in die Zukunft, wie sich die Familie daheim ohne den 'Ernährer' durchschlagen wird, die eingezogenen Bauern und mit ihnen die daheim gebliebenen Angehörigen blickten ebenfalls sorgenvoll in die Zukunft, schon gleich zu Anfang musste die Ernte ohne die Bauern, deren Söhne und Knechte eingebracht werden.

Aber auch in den hohen und höchsten Kreisen gab es Niedergeschlagenheit, zwar musste man sich weniger Gedanken um die einfache materielle Existenz machen, aber auch von diesen blickten sicherlich nicht wenige voll böser Vorahnung in die bevorstehende Zeit. Evelyn Fürstin Blücher beschrieb in ihrem Tagebuch den Gottesdienstbesuch vom Sonntag, dem 9. August 1914. Anders als vor dem Krieg wurde der Kirchenbesuch nicht als gesellschaftliches Ereignis geschildert, bei dem die Frauen üblicherweise ihre neuen Kleider zeigen und der Kontakt unter Gleichen gepflegt wird:

„Jetzt waren die Frauen still und traurig – die Lebhaftigkeit von ehemals geschwunden. Sie bewillkommten uns nur durch einen Händedruck; vielen rannen die Tränen über die Wangen.“¹⁶

Doch an der Spitze des Staates herrschte Optimismus. Kein geringerer als der Kaiser selbst soll sich als 'Prophet' über die Dauer des Krieges

geäußert haben, er soll Anfang August den ausziehenden Soldaten zugerufen haben:

„Ihr werdet wieder zu Hause sein, ehe noch das Laub von den Bäumen fällt.“¹⁷

Diesen in der Literatur immer wieder zitierten Ausspruch hat der Kaiser wohl nie getan,¹⁸ er ist wahrscheinlich in Berlin aus dem Volk heraus als 'Parole' entstanden und hat sich schnell im Land verbreitet; sagte diese doch genau das voraus, was die Menschen hören und glauben wollten. Auch Geisteswissenschaftler und Künstler hatten ihre Vorstellungen von dem, was kommen werde. Stellvertretend kommt hier der als liberal geltende Friedrich Meinecke zu Wort, der sich hinsichtlich seiner Zukunftsvorstellungen im Vergleich zu anderen radikaleren Ansichten, gemäßigt äußert.

Zwar befand sich Meinecke schon „von Anfang an eine[r] tiefe[n] Besorgnis über die weitere außenpolitische und militärische Entwicklung gegenüber“ und er gestand die Unwägbarkeiten eines Blicks in die Zukunft ein, indem er sich „berechtigt fühlte, vor dem 'furchtbaren Ernst und den schlechthin unberechenbaren Folgen eines Weltkrieges' zu warnen“¹⁹, denn „die Zukunft ganz Europas und vielleicht der ganzen Welt liegt auf der Wagschale“²⁰. Eventuell hing dieser eher pessimistische Zukunftsblick mit der Tatsache zusammen, dass er selbst erst Ende August 1914 von Freiburg nach Berlin gezogen war und mit ansehen musste, wie sich die Freiburger Lazarette füllten, und dazu den Donner zu hören bekam, den die Kanonen aus den Kämpfen in den Vogesen herüberschickten. Ganz zutreffend sah Meinecke die verheerenden Verluste eines lang andauernden Krieges voraus, als er am 4. August 1914 schrieb:

„Es durchschauert uns die Ahnung, dass wir, wenn wir nicht rasch und durchgreifend siegen, selbst die Leiden, Opfer und Leistungen unserer Urgroßväter von 1807 und 1813 werden hinter uns lassen müssen.“²¹

Aber seine Zukunftsblicke gingen auch in eine ganz andere Richtung. So äußerte er, falls Englands Vorherrschaft zur See letztendlich doch nicht zu bezwingen sei, im Sommer 1915: „daß uns [dann] der Kontinent entschädigen muß für die Zurückdrängung unserer überseeischen Interessen [dass wir es aber] vernünftiger anfangen müssen als Napoleon I.

[mit seinen] ausschweifenden Herrschaftsgelüsten [...] In den Nebel der Zukunft hinein haben wir jetzt unsere schützenden Bastionen auf dem Kontinent vorzuschieben [und Belgien sei] unschädlich zu machen und unsere Nordseebasis zu verstärken [sowie] Russland zurückzudrängen und neues Siedlungsland für deutsche Bauern²² zu schaffen.

Meinecke hatte aber 1915 auch schon gewisse Zweifel. Auf der einen Seite hoffte er, dass es gelingt „sich auf dem Kontinent durchzusetzen“, andererseits meint er ein paar Zeilen weiter, dass „keine der miteinander ringenden Großmächte eine völlige, ins Herz treffende Niederlage erleiden“ werde.²³ Meinecke wurde in der Literatur oft vorgehalten, dass er noch 1917, als sich nach der russischen Februarrevolution der Zusammenbruch Russlands ankündigte, die Überreichung einer Massenpetition an den Reichskanzler unterstützte, in der für die Zukunft umfangreiche Annexionen im Osten gefordert wurden. Inzwischen gibt es auch Ansichten, nach denen zu bezweifeln ist, ob er den genauen Inhalt dieser radikalen Forderungen überhaupt kannte. Nach dem Eintritt der USA in den Krieg, erinnerte sich Meinecke dann später, war er innerlich auf eine deutsche Niederlage vorbereitet.²⁴ Den Forderungen Max Webers, die dieser schon 1917 stellte, sich von den außenpolitischen Zielen abzuwenden und sich hin zu inneren Reformen zu bewegen, konnte er sich erst am Ende des Krieges anschließen, erst jetzt sah er die Zukunft des Landes in einer „Parlamentarisierung des Reiches“²⁵.

Die Philosophen, deren Mehrzahl sich zumindest am Anfang des Krieges eine ‘Revitalisierung der Kultur’ erhofften²⁶, sahen im Verlauf des langen Krieges den Erhalt der deutschen Kultur als Ziel.

Der in Haunstetten geborene Theologe, Philosoph und Geschichtsphilosoph Ernst Troeltsch hielt am Sonntag, dem 2. August 1914, in Heidelberg vor Vertretern der Stadt und der Universität eine flammende Rede²⁷ – eine für die erste Kriegszeit typische Kriegsrede – um, wie er sagte, „zu den Waffen zu rufen [...] Glaube und Vertrauen [zu stärken], Tapferkeit und Zuversicht [zu predigen sowie eine] Losung und ein Bild der nächsten Zukunft für die Phantasie“²⁷ zu entwerfen. In der von ihm projizierten Zukunft handelt es sich um „Sein und Leben“, insbesondere um das „Leben des Vaterlandes“, die Soldaten werden den „Sieg der Freiheit nach Hause [bringen, die Freiheit vor dem äußeren Feind, aber

auch die] innere Freiheit des deutschen Bürgers [!]“²⁸. Er wagte aber sogar auch „schwere wirtschaftliche Sorgen [in den] ihrer Ernährer beraubten Familien“²⁹ vorherzusagen. Gegen Ende des Krieges hatte Troeltsch, wie viele andere seiner Kollegen auch, seine Überzeugungen grundsätzlich geändert, er hat sich dann „immer kritischer gegen die Vorherrschaft des feudal-militaristischen Komplexes gewandt und die Rechtsparteien als Unglück für Deutschland bezeichnet“³⁰.

So wie es die typische Kriegsrede gab, wurden auch typische Kriegspredigten gehalten. Diese Predigten verstanden sich ebenfalls ganz als Instrument ihrer jeweiligen kriegsführenden Nationen; Patriotenpflicht wurde mit Christenpflicht gleichgesetzt und Gott war immer auf der eigenen Seite. Durchhaltewillen, Opferbereitschaft, die Überzeugung, einen gerechten aufgezwungenen Krieg zu führen und der Wille zum Sieg beziehungsweise die Zusage, dass der Sieg sicher sei, bestimmten den Grundtenor der Kriegspredigten in Deutschland, bei den Katholiken genau so wie bei den Protestanten. Wobei allerdings der heroische Ton der Heimatkanzeln in den Feldgottesdiensten schon bald nach Kriegsbeginn nicht mehr angenommen wurde.³¹ „Auf die große Stunde [die] nach innen die verstärkte Einigung, nach außen die vermehrte Macht“³² bringen werde, hoffte am 9. August 1914 ein protestantischer Pfarrer. Ein katholischer Professor postulierte im Oktober 1914 die beiden Alternativen, die sich am Kriegsende ergeben würden:

„Sein oder Nichtsein unseres Reiches [...], Sein oder Nichtsein deutscher Macht, des deutschen Wesens!“³³

Auch Karl Hammer sah, dass sich während des Kriegsverlaufs die „Worte und ‘Parolen’ der Kirche“³⁴ weitgehend ernüchterten, allerdings seien auch Verhärtungen zu beobachten gewesen. Zunehmend wurde der Ruf nach Buße laut, anscheinend verstärkte sich wieder die Deutung des Krieges als Strafe Gottes, die weiterhin fort dauern werde, solange die Menschen nicht zu Umkehr und Buße bereit wären. Der Blick auf das Ende des Krieges mit Niederlage und Revolution war nach Ansicht Karl Hammers in der protestantischen Kirche stärker getrübt als der katholischen, die, bedingt durch die Friedensnote des Papstes Benedikt XV. von 1917, und verschiedenen bischöflichen Vorschlägen über die

Zusammenarbeit von Staat und Kirche nach dem Krieg, „von der Revolution 1918 nicht so völlig unvorbereitet getroffen wurde wie die protestantische“³⁵.

Im Dezember 1925 erschien in der Zeitschrift: ‘Die Fackel’ eine bittere, aber auch sehr generalisierende Kritik über die deutschsprachigen Schriftsteller wegen ihrer Veröffentlichungen während des Weltkrieges, eine Kritik über „das gesamte Dichter- und Literatenpack der Zentralstaaten, das den Krieg in einer schon wenige Jahre später kaum noch vorstellbaren Weise verherrlicht hatte.“³⁶ Dies war sicherlich überzogen und sollte provozierend wirken, aber „ausgesprochene Kriegsgegner fanden sich unter ihnen anfänglich [...] so gut wie nicht“³⁷. Mit der ‘Feder’ wollten sie kämpfen, oder wie es Thomas Mann ausdrückte: „Gedankendienst mit der Waffe“³⁸ ableisten. Sein Bruder Heinrich war einer der wenigen, der dieser Begeisterung nicht folgte, er versuchte erfolglos, Thomas Mann von der Verherrlichung des Krieges abzubringen, noch Jahre nach dem Krieg stritten die beiden deshalb. Thomas Mann hat seine Haltung im Lauf des langen Krieges, im Gegensatz zu vielen anderen, kaum geändert; auch deshalb wird er mit seinen diesbezüglichen Schriften bis heute sehr oft in der Literatur kritisch erwähnt. Aber nun zum eigentlichen Thema, dem Blick der Literaten in die Zukunft. Auch hier soll Thomas Mann kurz zu Wort kommen. Er bejubelte die neu gewonnene, und wie er hoffte, die zukünftige Einigkeit des Volkes, sah Opfer auf die Menschen zukommen, die Reichen werden, so meinte er, „bis zu zwei Dritteln, nein, bis zu neun Zehntel ihres Besitzes“³⁹ freiwillig [!] beisteuern, damit Deutschland den Kampf noch einmal zu Ende führen werde, so wie ihn Friedrich der Große (siegreich) zu Ende geführt habe. Dabei habe doch nach der Meinung von Thomas Mann sich die „bürgerliche Freiheit schon angebahnt [und werde sich nach] dem gewissen, im Sinn und der Konsequenz der Geschichte liegenden Sieg Deutschlands“ vollenden. Er traf eine erstaunliche und genaue Vorhersage, die er allerdings als theoretische Überlegung wertete, da er ja die Voraussetzung dazu – die Niederlage Deutschlands – kategorisch ausschloss. Eine deutsche Niederlage, so schrieb er, sei

„das einzige Mittel [...], uns und Europa in der Gesittung zurückzuwerfen;

daß nach einer solchen Niederlage Europa vor dem deutschen 'Militarismus' nicht Ruhe noch Rast haben würde, bis Deutschland wieder da stände, wo es vor diesem Kriege stand."⁴¹

Nun zu den bildenden Künstlern. Die Reaktion der bildenden Künstler auf den Krieg war ebenfalls zunächst überwiegend eher positiv; der Krieg war Teil des Naturgeschehens bzw. eines 'Naturgesetzes', wie Otto Dix dies beispielsweise ausdrückte. Ähnlich wie die Philosophen versprachen sie sich eine Erneuerung: „Der Krieg als große, läuternde Katastrophe!“⁴²

Aber nicht alle waren von der Begeisterung gepackt. Ludwig Meidner begann schon 1912 seinen bis 1916 fortgesetzten Bilderzyklus: 'Apokalyptische Landschaften', in denen er die Schrecken des kommenden Krieges voraussah und drastisch darstellte.

Für die meisten, die von der Anfangsstimmung mitgerissen worden waren, trat bald die Ernüchterung ein. Auch Franz Marc, nach dessen anfänglicher Meinung „der Krieg zur 'Reinigung' der kranken europäischen Kultur geführt werde“⁴³, schrieb wenige Monate, bevor er im März 1916 vor Verdun fiel, in einem Brief, dass der „beschämende schmachvolle Krieg“⁴⁴ bald ein Ende nehmen möge.

Abschließend noch zu einigen Vorstellungen, wie sich die deutschen Politiker die nahe und fernere Zukunft vorstellten; hier soll nur der Bereich betrachtet werden, den man unter die Überschrift 'Kriegsziele' stellen könnte.

Am 4. August 1914 versprach Kaiser Wilhelm II. in seiner Thronrede vor dem Reichstag: „Uns treibt nicht Eroberungslust!“ Eine Woche später gelobte der Kaiser vor ausziehenden Soldaten, „das Schwert erst dann wieder einzustecken, wenn er den Frieden diktieren könne“; ähnlich äußerte sich auch der bayerische König Ludwig III., der „versprach, so lange Krieg zu führen, 'bis der Feind die Bedingungen annehmen muß, die wir ihm vorschreiben'.“⁴⁵

Für die Zeit vor dem Krieg sind keine konkreten Annexionsziele der später am Krieg beteiligten Nationen bekannt; sollten sie existiert haben, waren sie auf keinen Fall kriegsauslösend. Kaum war der Krieg ausge-

brochen, tauchten schon die ersten Kriegsziel-Denkschriften auf; in England und Frankreich anfangs noch verhalten, in Deutschland um so zahlreicher. Als einer der ersten meldete sich Heinrich Claß, Vorsitzender des 'Alldeutschen Verbandes', der maßlose Forderungen und Annexionsvorstellungen postulierte.

Am 9. September 1914 – auf dem Höhepunkt der Marneschlacht, in der Erwartung von Frankreichs Niederlage und nachfolgenden Friedensverhandlungen – schickte Reichskanzler Bethmann Hollweg seinem Stellvertreter Clemens von Delbrück sein Kriegszielprogramm: 'Vorläufige Aufzeichnung über die Richtlinien unserer Politik beim Friedensschluss', das besser unter 'Bethmann Hollwegs Septemberprogramm' bekannt ist.⁴⁶ Darin fordert er von:

Frankreich, Gebietsabtretungen, u. a. das Erzbecken von Longwy-Briey, Zahlung hoher Reparationen und ein Handelsabkommen, das nur Deutschland Vorteile bringen würde;

Belgien, soll Vasallenstaat Deutschlands werden;

Luxemburg, wird deutscher Bundesstaat;

Niederlande, gerät in deutsche Abhängigkeit;

Kolonieerwerbungen, in erster Linie ein mittelafrikanisches Kolonialreich;

Wirtschaftsverband in Mitteleuropa unter deutscher Vorherrschaft.

Die konkreten Forderungen und Gebietsabtretungen im Osten sollten in einem späteren Programm entworfen werden; wie man sich das vorzustellen hat, zeigt der Vertrag des Gewaltfriedens von Brest-Litowsk.

Mit dem 'Septemberprogramm' sollte es für diesen Abschnitt genug sein, andere Programme, wie das schon erwähnte von Heinrich Claß oder das im April 1917 aufgestellte Programm der Kriegszielkonferenz von Bad Kreuznach mit seinen Forderungen an Ost und West waren noch weitaus radikaler und maßloser.

Es darf durchaus die Frage gestellt werden, ob dies etwas mit Zukunftserwartungen, mit einem Blick in die kommende Zeit zu tun habe.

Gewerbsmäßige Wahrsagerei

Abschließend soll einmal auf die ‘echten’ Wahrsager und Hellseher eingegangen werden. Nicht denjenigen, die ihr ‘Wissen’ als ‘Freundschaftsdienst’ für die Allgemeinheit oder auch nur für eine(n) oder wenige preisgaben, sollen zu Wort kommen sondern die, welche ihre ‘Kunst’ gegen Entgelt anboten. Zur Schilderung dieser Wahrsager und ihrer Praktiken kann man sich an die zeitgenössischen Berichte halten, neuere Forschungen sind selten zu finden.

Wie schon anfangs erwähnt, blühen in Kriegs- und Notzeiten die Wahrsagerei und deren gewerbsmäßige Ausübung, auch darüber wird in vielen Artikeln aus der Zeit des Weltkrieges berichtet:

„Noch jedesmal, wenn die Menschheit am Vorabende großer Ereignisse stand, ist auch das Bestreben hervorgetreten, den Schleier, den die Vorsehung über die Zukunft gelegt, zu lüften und einen Blick in die zeitliche Ferne zu tun, um eignes und fremdes Schicksal zu erkunden. Das ist besonders der Fall bei großen Kriegen. Dann wuchert der Aberglaube, dann blüht das Geschäft der Wahrsagerinnen [...]“⁴⁷

Oder an anderer Stelle:

„Die Wahrsagerei hat durch den gegenwärtigen Krieg in ganz Europa eine erschreckende Ausdehnung angenommen. Überall, in den Städten und Dörfern, wirken ihrer kundige Leute, die aus der Hand, aus Karten oder aus dem Kaffeesatz usw. [...] Zukunft und Schicksal enthüllen und Horoskope zu stellen wissen.“⁴⁸

Ein Zeitungsartikel mit der Überschrift: ‘Die Wahrsagerinnen und der Krieg’, begann mit den einleitenden Sätzen:

„Seit Kriegsausbruch verdienen die Wahrsagerinnen mehr Geld als je. Diese ungewissen Zeiten voll Zukunftssorge bedeuten für sie Hochkonjunktur. Man glaube ja nicht, daß die Menschen heutzutage aufgeklärter sind als vor hundert Jahren. Es werden keine Hexen mehr verbrannt, aber sonst ist alles beim alten geblieben.“⁴⁹

Wie in diesem Artikel betont, wird fast ausschließlich von Frauen als wahrsagende Personen berichtet, kaum von Männern; oft werden diese Frauen auch nach den antiken Seherinnen als ‘Sibyllen’ bezeichnet.

Gerne wird ausdrücklich hervorgehoben, dass in England und Frankreich die Wahrsagerei noch schlimmer grassieren würde als in Deutschland, vor allem auch deshalb, weil dort die Behörden nicht dagegen einschreiten. Dort würden die Wahrsager in Zeitungen werben, sowie mit Handzetteln und Plakaten ihre Kunden locken. „Am stärksten scheint sich der Unfug aber doch in London bemerkbar zu machen,“⁵⁰ schrieb eine Zeitung, die in demselben Artikel ausnahmsweise von einem Mann als Wahrsager berichtete, der sich sogar „zwei Gehülffinnen“ leisten konnte.

Überhaupt würden die meisten der englischen und französischen Wahrsagerinnen in einem vornehmeren Ambiente ihrer Profession nachgehen, sie würden ihre Kunden in elegant möblierten Etagen mit orientalischer Pracht empfangen und sich mit einer „Kammerzofe mit weißem Häubchen oder gar einem gallonierten Diener“ umgeben. Die deutsche Kollegin dagegen sei meist ein ‘zahnloses altes Weib’, das ihre Kunden in einer „ungelüfteten Stube auf ihrem oft geflickten Polsterstuhl“ empfangen. So jedenfalls weiß es der Schreiber des oben schon erwähnten Artikels der ‘Münchener Neueste Nachrichten’ zu berichten. Auch von ‘Handlangern der Wahrsagerinnen’ weiß er zu vermelden. Es sei in allen Ländern gleich, die Wahrsagerinnen beschäftigten Auskunfteien und Privatdetektive, um an Informationen zu kommen, oder sie wandten sich an das Dienstpersional der Kunden, um von ihnen Interna zu erfahren, um damit dann diese mit ihren Kenntnissen zu verblüffen. Die Formen der Wahrsagerei waren die altbekannten, wie Kartenlegen, die Handlesekunst, das Lesen der Zukunft aus dem Kaffeesatz, genauso wie aus den Stirnfalten, das zufällige Aufschlagen von Bibelseiten, um einen Vers passend zu deuten, nicht zu vergessen die Traumdeuterei und vieles mehr.

Die Kunden stammten aus allen sozialen Bevölkerungsschichten und auch hier waren es in der Mehrzahl die Frauen, es waren „die Frauen und die Mütter in der Heimat, die in ihrer Sorge [um ihre Ehemänner und Söhne] zu der Wahrsagerin laufen, um sich Trost und Hoffnung zu holen.“⁵¹ Aber auch von Männern wird berichtet, die sich die Zukunft weissagen ließen. „Da sind es aber auch die Soldaten selber, die den Wahrsagern in Scharen zuströmen und ihr Schicksal wissen wollen, bevor sie sich an die Front begeben“⁵².

Die Wahrsagerinnen haben schon aus purem Geschäftsinteresse ihren Kunden überwiegend positive Vorhersagen gestellt, und falls sich dann wirklich einmal eine davon erfüllte, sorgte die Mund-zu-Mund-Propaganda für mächtigen Auftrieb ihres Marktwertes. Aber auch die Vorhersagen einer düsteren Zukunft, von Verwundung und gar Tod eines nahen Angehörigen im Feld, sollen gestellt worden sein; auch der sonst so nüchtern und sachlich berichtende Jurist und Richter Hellwig schreibt, dass solche Weissagungen sogar zu Selbstmorden geführt hätten, allerdings ohne sich näher dazu zu äußern.⁵³

Ab und an liest man in den zeitgenössischen Berichten so allgemeine Feststellungen wie diese: „[...] namentlich in den großen Städten ist diese Wahrsagerei zu Hause“⁵⁴. Besonders in Berlin soll sie geblüht haben. Vermutlich haben das einige dieser Zeitgenossen so eingeschätzt, weil über die Wahrsagerei in den Städten öfters in Zeitungen und Zeitschriften berichtet wurde. Eher dürfte die Zeitungsmeldung zutreffen, von der Karl Wehrhan berichtet, „daß wohl im kleinsten Dorfe sich eine solche [Wahrsagerin] befindet, in den größeren Städten sie aber nach Dutzenden zählen“⁵⁵.

Wie ist die Akzeptanz bzw. die Ablehnung dieser gewerbsmäßigen Wahrsagerei einzuschätzen?

Man könnte die Bevölkerung ganz grob in drei Gruppen einteilen, was sicher nicht nur für die Menschen im Ersten Weltkrieg gilt, sondern auch für die heutige Zeit noch zutrifft. Die erste Gruppe wären all diejenigen, die selbst Wahrsagerinnen konsultierten, und das sollen, so wie es die Zeitgenossen berichten, nicht wenige gewesen sein. Die nächste Gruppe sind all jene, die jegliche Wahrsagerei strikt ablehnten, sei es aus religiösen Gründen, aus rationalen Überlegungen oder anderen Gründen heraus. Die dritte Gruppe umfasst jene, die demgegenüber manchmal skeptisch sind. Das gilt dann auch für die gewerbsmäßige Wahrsagerei. Besonders dann, wenn sie zum Beispiel davon hörten, dass irgendeine Vorhersage dann wirklich einmal eingetroffen sei, wird bei ihnen der Gedanke aufgekommen sein, dass manche Wahrsagerinnen eben doch die Fähigkeit hätten, in die Zukunft zu blicken.

Die heutige Volkskunde befasst sich mit den ‘Kultur- und Lebensformen der Alltagswelt in Vergangenheit und Gegenwart’, so steht es in den

Lehrbüchern, sie klassifiziert dies aber nicht. Alle traditionellen Brauchformen, wie althergebrachte Amulette und Himmelsbriefe und alle 'echten' Kriegs- und Friedensprophezeiungen, sowie eine Art von 'Aberglaube' wurde von den zeitgenössischen Volkskundlern durchwegs positiv bewertet.⁵⁶ Als 'falschen Aberglauben' sah man den 'modernen Aberglauben' an, dazu zählten alle industriell gefertigten Glücksbringer, Amulette, Schutz- und Abwehrartikel und ähnliches, weiterhin alle Arten von Telepathie und Spiritismus, hier besonders die 'Kontaktaufnahme' zwischen den Angehörigen und den Soldaten im Feld und mit Gefallenen. Außerdem verurteilte man „das zur Kriegszeit besonders gemeingefährliche Treiben der so genannten Wahrsagerinnen [...], durch welche starke Beunruhigung in weite Volksschichten hineingetragen wird“⁵⁷.

Die Theologen erblickten in der anwachsenden Zukunftsforschung zur Zeit des Ersten Weltkrieges eine Schwächung ihrer eigenen Position; sie sahen es als drohende Konkurrenz an, wenn die Menschen, um es überspitzt auszudrücken, anstatt in den Gottesdienst zu kommen zu den Wahrsagerinnen gingen, weil sie sich dort mehr Zuversicht und Hoffnung versprochen. Am Anfang des Krieges sahen sie noch im Anstieg der allgemeinen Frömmigkeit, der zwar einherging mit dem Anwachsen des Aberglaubens, ein „Zeichen der Spiritualisierung eines Volkes“⁵⁸. Als aber die Kirchen im Laufe des Krieges wieder leerer wurden, deutete man ihn als Mangel am rechten Glauben. Die Aufgabe der Kirche sei es nun, die Menschen wieder zu neuem und gestärktem Glauben hinzuführen, denn wer „fest im Glauben steht, der wird den Aberglauben in jeglicher Form von sich weisen [...]“. Freilich klingt bei den Theologen gelegentlich auch ein gewisses Verständnis für die Situation der Menschen an, wie es auch der Pfarrer der vorliegenden Predigt ausdrückt: „es ist nur zu begreiflich, daß der Aberglaube im Kriege in einer Stärke und Verbreitung auftritt, die er im Frieden nicht hat.“ Der Krieg bringt eben so viele Gefahren, Sorgen und Ungewissheiten mit sich, fährt er fort, und „der vorwitzige Mensch möchte gern einen Blick hinter den Vorhang tun. Daher spielt gerade die Wahrsagerei und Kartenschlägerei in Kriegszeiten eine so große Rolle.“⁵⁹ Aber es gab auch entgegengesetzte Reaktionen von Geistlichen. Ein Pastor aus Stettin wandte sich im Jahr 1915 klagend an das zuständige

Militärkommando, weil in einer einzigen Woche 30 Wahrsagerinnen in zwei Stettiner Zeitungen ihre Kunst angeboten hätten. Der Pastor hatte Erfolg, der Polizeipräsident wirkte auf die Zeitungen ein, solche Anzeigen in Zukunft nicht mehr anzunehmen, und die Wahrsagerinnen wurden vorgeladen und aufgefordert, ihr Gewerbe zu unterlassen.⁶⁰

Damit wären wir bei den Juristen. Auch ihnen ging es in erster Linie um die Unterbindung der gewerbsmäßigen Wahrsagerei. Besonders der Jurist und Richter Albert Hellwig, der schon auf eine zehnjährige Erfahrung mit der Wahrsagerei zurückblicken konnte, hat hierzu vieles veröffentlicht. Zwar wurde den Wahrsagerinnen schon bald verboten, ihre Dienste öffentlich anzubieten, aber sie fanden immer noch genügend Wege, um Kunden anzulocken und ihre Geschäfte zu machen.

Besonders beklagt wird von Hellwig und ganz allgemein von den Juristen, dass man diese Wahrsagerinnen und Wahrsager oft nur wegen groben Unfugs belangen konnte, was dann in der Regel eine geringe Geldstrafe oder wenige Tage Haft bedeutete. Die Möglichkeit, sie wegen Betrugs zu belangen, was höhere Strafen nach sich gezogen haben würde, scheiterte anscheinend oft an der Beweisführung.⁶¹

Die junge Disziplin der Militärpsychologie sah, anders als die Volkskunde, den Kriegs- und Soldatenaberglauben nicht als Wiedererweckung von altem Volksglauben, sondern, ähnlich wie die Theologie, als eine Krise der sittlichen Ordnung. Schon von ihrer Funktion her hatte die Militärpsychologie in erster Linie den 'Aberglauben' und die Wahrsagerei der Soldaten im Feld im Blick, das Geschehen zu Hause konnte sie nur dann interessieren, wenn es die Moral der Truppe tangierte.

Sie verurteilten aber nicht grundsätzlich alle abergläubischen Vorstellungen. Sie sahen erst Handlungsbedarf, wenn diese die Disziplin und Kampfmoral der Soldaten gefährdete, wenn sie darin eine „krankhafte Schwächung von Vaterlandsliebe, 'Manneszucht' und Willensstärke“ erblickten. Als Vorgehensweise gegen die Wahrsagerei sahen die Militärpsychologen zum einen die Unterstützung und Stärkung der Militärseelsorge, und zum anderen die strikte Bekämpfung der Ursachen des Aberglaubens.⁶²

Abschließende Betrachtung

Die Fülle der Ungewissheiten, die der Krieg mit sich brachte, sowohl an der Front als auch in der Heimat, ließ die Hinwendung der Menschen zur Wahrsagerei ansteigen. Diese blühte während des gesamten Kriegsverlaufes, und nur das Ende des Krieges, der Friede, konnte der damit florierenden Wahrsagerei wieder Einhalt gebieten. Die Menschen klammerten sich an jeden Strohalm, der ihnen Zuversicht und Hoffnung versprach. Diese Hoffnung ließ man sich von den Wahrsagerinnen und Wahrsagern bestätigen. So lässt sich durch die Ausnahmesituation, verursacht durch den Ersten Weltkrieg, dieses Phänomen verstehen und erklären.

Anmerkungen:

- 1 WEHRHAN: Kriegsprophezeiungen, S. 265.
- 2 HDA, Bd. 9, Sp. 493.
- 3 RENNER: Der prophetische Franzose, Heft 7/8, S. 116.
- 4 WEHRHAN: Kriegsprophezeiungen, S. 265f; ZURBONSEN, Die Prophezeiungen zum Weltkrieg 1914-1915, S. 57; KAHLE, Die Prophezeiungen über den Weltkrieg, S. 20f.
- 5 Zs. d. Vereins f. Rhein. und Westf. Volksk., 13. Jg. (1916), S. 157.
- 6 WEHRHAN: Hellseher, S. 84.
- 7 Deutsche Gaue, Bd. XX, (1919), S. 11.
- 8 RENNER: Der prophetische Franzose.
- 9 DERS: Heft 7/8, S. 115.
- 10 BENDER: Kriegsprophezeiungen I, S. 17.
- 11 Ebd.
- 12 WEHRHAN: Gloria, Viktoria, S. 36.
- 13 KRUSE: Die Kriegsbegeisterung im Deutschen Reich, S. 78.
- 14 STIEGELE: Deutsches Dorf im Weltkrieg, S. 7.
- 15 WIRSCHING: „Augusterlebnis“ ... , S. 190-194.
- 16 BLÜCHER: Tagebuch, S. 15.
- 17 FÖRSTER: Der deutsche Generalstab und die Illusion des kurzen Krieges, S. 115.
- 18 Wenn man die Zitierkette zurückverfolgt, landet man wieder bei dem Tagebuch von Fürstin BLÜCHER: An English wife in Berlin, S. 137, hier hat sie unter dem Monat Mai 1916 eingetragen: „how strongly short-sigh-ted now seems the light-hearted saying of the Kaiser to the troops in 1914 that they *would be home again with their families before the*

leaves had fallen from the trees.“

19 MEINEKE: Friedrich Meinecke, S. 224f.

20 MEINECKE: Politische Schriften und Reden, S. 96.

21 Ebd: S. 76;

22 Alle Zitate aus MEINECKE: Politische Schriften und Reden, S. 103-105, 112.

23Ebd S. 112

24 SCHWABE: Zur politischen Haltung der deutschen Professoren im Ersten Weltkrieg, S. 619.

25 Ebd: S. 625f.

26 MEINEKE: Friedrich Meinecke, S. 221.

27 TROELTSCH: Nach Erklärung der Mobilmachung; Vergl.: FLASCH: Die geistige Mobilmachung, (Ernst Troeltsch ruft zu den Waffen), S. 36-47.

28 Ebd.

29 Ebd.

30 Flasch: Die geistige Mobilmachung, (Ernst Troeltsch ruft zu den Waffen), S. 38.

31HAMMER: Deutsche Kriegstheologie, S. 58.

32 WURSTER: Kriegspredigten, S. 1;

33 HAMMER: Deutsche Kriegstheologie, S. 74 und 265f.

34 Ebd: S. 58.

35 HAMMER: Deutsche Kriegstheologie, S. 83.

36 Zitiert nach, RÜRUP: Der 'Geist von 1914' in Deutschland, S. 1, (Autor des Artikels war Karl Kraus).

37 MOMMSEN: Die deutschen kulturellen Eliten im Ersten Weltkrieg, S. 9.

38 MANN: Betrachtungen eines Unpolitischen, S. 1.

39 DERS: Gedanken im Kriege, S. 193f.

41 MANN: Gedanken im Kriege, S. 202-204.

42 Zitate nach MOMMSEN: Die deutschen kulturellen Eliten im Ersten Weltkrieg, S. 6-9.

43 Ebd: S. 11f.

44 Ebd.

45 Zitate von Kaiser und König Ludwig, nach FISCHER: Griff nach der Weltmacht, S. 110.

46 FISCHER: Griff nach der Weltmacht, S. 113-119;

BIHL: Deutsche Quellen zur Geschichte des Ersten Weltkriegs, S. 61f (Nr. 21) und S. 67-71 (Nr. 25).

47 KAHLE: Die Prophezeiungen über den Weltkrieg, S. 6.

48 BÄCHTOLD: Deutscher Soldatenbrauch und Soldatenglaube, S. 14.

49 Münchner Neueste Nachrichten, Morgenblatt vom Sonntag 13. Febr. 1916, S. 2f, (über

den Verfasser des Artikels, einem Dr. Robert Heindl, konnte nichts näheres in Erfahrung gebracht werden, vermutlich war er Journalist, dem Text nach zu schließen könnte er aber auch in der Justiz tätig gewesen sein).

50 Kölnische Volkszeitung, Nr. 60, vom 22. Jan. 1917, unter der Überschrift: 'Wahrsager und Geisterbeschwörer in London'.

51 HELLWIG: Weltkrieg und Aberglaube, S. 141.

52 Kölnische Volkszeitung, 22. Jan. 1917, wie Anm. 69.

53 HELLWIG: Weltkrieg und Aberglaube, S. 142f;

54 ZURBONSEN: Die Prophezeiungen zum Weltkrieg 1914-1915, S. 54.

55 WEHRHAN: Zum Wahrsagen, S. 87.

56 BÄCHTOLD: Deutscher Soldatenbrauch und Soldatenglaube, S. 2;

57 WEHRHAN: Zum Wahrsagen, S. 86.

58 BEIL, u. a.: Populare Religiosität und Kriegserfahrungen, S. 318.

59 Zitate nach SCHWARZLOSE: Krieg und Aberglaube, S. 8-11.

60 HELLWIG: Weltkrieg und Aberglaube, S. 146.

61 HELLWIG: Weltkrieg und Aberglaube, S. 142-144, 147-159.

62 BEIL / WINKLE: Primitive Religiosität ... , (S. 16-22).

Literaturverzeichnis:

BÄCHTOLD, Hanns: Deutscher Soldatenbrauch und Soldatenglaube, Straßburg 1917.

BÄCHTOLD-STÄUBLI, Hanns/HOFFMANN-KRAYER, Eduard (Hg.): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (HDA), 10 Bde., Nachdruck, Berlin / New York 2000, (hier ist besonders das Stichwort 'Weltkriegs-Weissagung' hervorzuheben), mit einem neuen Vorwort von Christoph Daxelmüller.

BEIL, Christine/FLIEGE, Thomas/SCHEER, Monique/SCHLAGER, Claudia/WINKLE, Ralph: Populare Religiosität und Kriegserfahrungen, in: Theologische Quartalschrift 182 (2002), S. 298-320.

BEIL, Christine/WINKLE, Ralph: 'Primitive Religiosität' oder 'Krise der sittlichen Ordnung'? Wissenschaftliche Anmerkungen zur Aberglaubensforschung im Ersten Weltkrieg, in KORFF: Kriegs-Volks-Kunde. Zur Erfahrungsbindung durch Symbolbildung, Tübingen 2005, im Druck, {die zitierten Seitenzahlen (in Klammern) entsprechen den Manuskriptseiten.}

BENDER, Hans: Kriegsprophezeiungen I und II, in Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie, Freiburg, Jg. 22 (1980) S.1-22 (I) und Jg. 23 (1981) S. 129-163(II).

BIHL, Wolfdieter (Hg.): Deutsche Quellen zur Geschichte des Ersten Weltkrieges, (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte der Neuzeit, Bd. XXIX), Darmstadt 1991.

BLÜCHER, Evelyn Princess: An English wife in Berlin · A private memoir of events, politics and daily life in Germany throughout the war and the social revolution of 1918, London ³1920; deutsche Übersetzung:

BLÜCHER von Wahlstatt, Evelyn Fürstin: Tagebuch · Mit einem Vorwort von Gebhart Fürst Blücher von Wahlstatt, München 1924.

Deutsche Gaue, Zeitschrift für Gesellschaftswissenschaft und Landeskunde / Zeitschrift für Heimatforschung und Heimatkunde, Organ des Vereins „Heimat“, Kaufbeuren 1899ff.

FISCHER, Fritz: Griff nach der Weltmacht · Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18, Düsseldorf ³1964.

FLASCH, Kurt: Die geistige Mobilmachung · Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg – Ein Versuch, Berlin 2000; mit den Artikeln u. a.: Ernst Troeltsch ruft zu den Waffen, 2. August 1914, S. 36-47; Friedrich Meinecke meditiert am 4. August 1914, S. 48-54.

HAMMER, Karl: Deutsche Kriegstheologie (1870-1918), München 1971.

HELLWIG, Albert: Weltkrieg und Aberglaube · Erlebtes und Erlauschtes, Leipzig 1916.

HIRSCHFELD, Gerhard/KRUMEICH, Gerd/RENZ, Irina (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn u. a. 2003.

HOLZEM, Andreas/HOLZAPFEL, Christoph: Kriegserfahrung als Forschungsproblem. Der Erste Weltkrieg in der religiösen Erfahrung von Katholiken, in: Theologische Quartalschrift 182 (2002), S. 279-297.

KAHLE, August: Die Prophezeiungen über den Weltkrieg, Arnberg 1917.

KORFF, Gottfried (Hg.): Kriegs-Volks-Kunde. Zur Erfahrungsbindung durch Symbolbildung, Tübingen 2005 (im Druck).

KRUSE, Wolfgang: Die Kriegsbegeisterung im Deutschen Reich zu Beginn des Ersten Weltkrieges · Entstehungsgeschichte, Grenzen und ideologische Strukturen, in: LINDEN, Marcel van der/MERGNER, Gottfried (Hg.): Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung, (Beiträge zur politischen Wissenschaft, Bd. 61), Berlin 1991, S. 73-87.

MANN, Thomas: Betrachtungen eines Unpolitischen, Frankfurt/M. 1956 (Nachdruck).

DERS.: Gedanken im Kriege (Sept. 1914), in KURZKE, Hermann und STACHORSKI, Stephan (Hg.): Thomas Mann Essays, Bd. 1 – Frühlingssturm 1893-1918, Frankfurt/M. 1993, S. 188-205, und Kommentar S. 382-385.

MEINECKE, Friedrich: Politische Schriften und Reden, herausgegeben von Georg KOTOWSKI, Darmstadt 1958.

MEINECKE, Stefan: Friedrich Meinecke · Persönlichkeit und politisches Denken bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, Bd. 90), Berlin / New York 1995.

MOMMSEN, Wolfgang J.: Die deutschen kulturellen Eliten im Ersten Weltkrieg, in DERS. (Hg.): Kultur und Krieg: Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, München 1996, S. 1-15.

RENNER, Frumentius, Pater: Der prophetische Franzose, in: Missionsblätter Münsterschwarzbach, Jg. 48 (1953), Heft 7/8 S. 114-117 und Heft 9/10 S. 152-155.

RÜRUP, Reinhard: Der 'Geist von 1914' in Deutschland Kriegsbegeisterung und Ideologisierung des Krieges im Ersten Weltkrieg, in HÜPPAUF, Bernd (Hg.): Ansichten vom Krieg · Vergleichende Studien zum Ersten Weltkrieg in Literatur und Gesellschaft, (Hochschulschriften Literaturwissenschaft 61), Königstein/Ts. 1984, S. 1-30.

SCHWABE, Klaus: Zur politischen Haltung der deutschen Professoren im Ersten Weltkrieg, in HZ 193 (1961), S. 601-634.

SCHWARZLOSE, Pfarrer Dr. Lic.: Krieg und Aberglaube Predigt, gehalten in der St. Katharinen-Kirche zu Frankfurt a. M. am 13. Juni 1915.

STIEGELE, Anton: Deutsches Dorf im Weltkrieg, München/Berlin 1934.

TROELTSCH, Ernst: Nach Erklärung der Mobilmachung eine Rede gehalten bei der von der Stadt und Universität einberufenen vaterländischen Versammlung am 2. August 1914, Heidelberg 1914.

Volkskundliche Bibliographie, begründet von: E. Hoffmann-Krayer, Straßburg / Basel 1917 (1919) ff; danach, Internationale volkswissenschaftliche Bibliographie (IVB), Bonn 1948/49 (1954) ff.

WEHRHAN, Karl: Gloria, Viktoria! Volkspoesie an Militärzügen, Leipzig 1915.

DERS.: Hellscher, in Zs. d. Vereins f. Rhein. u. Westf. Volksk. 13. Jg. (1916), S. 83f.

DERS.: Kriegsprophezeiungen, in Zs. d. Vereins f. Rhein. u. Westf. Volksk. 13. Jg. (1916), S. 265f.

DERS.: Zum Wahrsagen, in Zs. d. Vereins f. Rhein. u. Westf. Volksk. 13. Jg. (1916), S. 86-88.

WIRSCHING, Andreas: „Augusterlebnis“ 1914 und „Dolchstoß“ 1918 – zwei Versionen derselben Legende? in, DOTTERWEICH, Volker (Hg.): Mythen und Legenden in der Geschichte, München 2004, S. 187-202.

WURSTER, Paul (Hg.): Kriegspredigten aus dem großen Krieg 1914 und 1915 von verschiedenen Verfassern, Stuttgart 1915.

Zeitschrift des Vereins für Rheinische und Westfälische Volkskunde (Zs. d. Vereins f. Rhein. u. Westf. Volksk.),

Elberfeld 1904 ff.

ZURBONSEN, Friedrich: Die Prophezeiungen zum Weltkrieg 1914-1915, Köln 1915.

Zeitgenössische Autoren:

HELLWIG, Albert, Dr. jur.,^{a,b*}1880 in Berlin, Jurist, Richter (ab 1921 Landgerichtsdirektor in Potsdam), Kriminalwissenschaftler (Okkultismus, Lichtspielrecht).

HELM, Karl, Prof., Dr. phil.,^{a,b*}1871 in Karlsruhe, Germanist, Professor in Gießen, Würzburg, Frankfurt/M., Marburg, Herausgeber der 'Hessischen Blätter für Volkskunde' von 1906-1919.

KAHLE, August, Prof., Dr. phil.,^{a*}1861 in Arnshausen, Professor in Münster i. W., vermutlich Pädagoge oder Historiker.

WAHRSAGEREI

WEHRHAN, Karl,^{a,b*}1871 bei Detmold, Mittelschulrektor in Frankfurt/M., Mitherausgeber der 'Zeitschrift des Vereins für Rheinische und Westfälische Volkskunde'.
ZURBONSEN, Dr. phil.,^{b*}1856 in Warendorf i. W. Gymnasialprofessor, vermutlich Germanist und Historiker.

^a Kürschners Deutscher Gelehrtenkalender aus dem Jahr 1925, Hg.: LÜDTKE, Gerhard, Erster Jahrgang, Berlin/Leipzig 1925.

^b Unsere Zeitgenossen · Wer ist's? Biographien von rund 20.000 lebenden Zeitgenossen, Hg.: DEGENER, Herrmann A. L., VII. Ausgabe, Leipzig 1914.

Werner Schneider studiert an der Universität Augsburg Bayrische und Schwäbische Landeskunde, Europäische Ethnologie/Volkskunde und Neuere und Neueste Geschichte.

Grußwort anlässlich der Verleihung des DAAD-Preises an Frau Kwi-Ja Kim

von Sabine Doering-Manteuffel

Der diesjährige Preis für herausragende Leistungen ausländischer Studierender an deutschen Universitäten geht an Frau Kwi-Ja Kim, die im Hauptfach Europäische Ethnologie/Volkskunde studiert hat. Da diese Auszeichnung nicht nur für Frau Kim, sondern auch für unsere Disziplin eine große Ehre bedeutet, möchte ich Kwi-Ja Kim an dieser Stelle einmal vorstellen.

Frau Kim wurde am 03. 04. 1975 in Chinju in Südkorea geboren, der Hauptstadt der Provinz South Kyongsang mit rund 350.000 Einwohnern und einer bedeutenden Baumwollindustrie. Ihre Kindheit verbrachte sie in Chinju. Bis zum Abitur im April 1994 besuchte sie die Songhyun Girls' High School in Taegu, Südkorea. Im März 1994 nahm sie ein Studium an der Hankuk University of Foreign Studies im Fach English Education auf. Bereits im Alter von zwanzig Jahren entwickelte sie ein hohes Verantwortungsgefühl für ihre Mitstudenten und stellte sich in den Dienst zahlreicher studentischer Organe. Sie wurde Mitglied der Fachschaft, spielte im Anglistentheater, engagierte sich im English Conversation Club, wurde Redakteurin der Studentenzeitung und Vorsitzende des Gender Studies Clubs. In dieser frühen Zeit hat sie bereits gelernt, sich öffentlich zu sozialen Problemen zu äußern, eine Fähigkeit, die sie heute in mehreren Sprachen beherrscht.

Im Oktober 1996 wechselte sie an das Hawthorne Institute of Education an der Melbourne University in Australien. Im Jahre 1997 unternahm sie eine halbjährige Reise nach Indien und Nepal und kehrte im September 1997 an die Hankuk University of Foreign Studies nach Südkorea zurück. Auf ihrer ersten Reise erwarb sie sich breite landeskundliche Kenntnisse und verfolgte aus eigener Anschauung die Probleme dieser Nationen in Hinsicht auf das Gefälle von Arm und Reich sowie die Effekte der Globalisierung. Im Dezember 1997 ging sie wieder auf Reisen, diesmal nach Südostasien und Südamerika. Asien und der

südliche Teil Amerikas sind ihr in dieser Zeit als wichtiger Bezugsrahmen für ihre ethnologischen Interessen zugewachsen. Sie trat am Ende dieser großen Reise ein Volontariat bei Profelis an, einem Auffangzentrum für beschlagnahmte Wildkatzen in Costa Rica. Im September 1999 führte sie ihre Studien an der Hankuk University of Foreign Studies fort. Im Februar 2001 erwarb sie dort ihren B.A.. Frau Kim zog es wieder in die Ferne, diesmal nach Europa, in die Fuggerstadt am Lech. Im Oktober 2001 nahm sie ihr Studium an der Universität Augsburg auf mit den Fächern Volkskunde, Amerikanistik und Psychologie. Ihr Studium verlief zügig. Im Februar 2005 reichte sie ihre Magisterarbeit ein zum Thema „Epidemien als Kulturwandelfaktoren im Europa der Neuzeit: Von der Pest zur Vogelgrippe“. Im Dezember 2005 wird ihr der DAAD-Preis im Rahmen einer Feierstunde verliehen werden. Wir gratulieren Frau Kim ganz herzlich zu dieser Auszeichnung.

Ein paar persönliche Worte seien mir dazu noch gestattet. Frau Kim ist eine auffallend verantwortungsbewusste Studentin. Sie faßt stets Themen an, die sich rasch als heiße Eisen herausstellen. Es geht zumeist um soziale Gerechtigkeit, Verständnis der Kulturen untereinander, einen interreligiösen und interkulturellen Dialog zwischen Ost und West, und um einen bewußten Einsatz für die Belange von Kindern und Jugendlichen in einer zunehmend unüberschaubar werdenden Welt. Sie befaßt sich mit den Beschädigungen, welche die Globalisierung vor allem bei dieser Altersgruppe anzurichten vermag. Ihr Wahlspruch lautet: Nicht zuschauen, sondern etwas tun.

Ihre Magisterarbeit behandelt ein sehr aktuelles Thema, nämlich die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Seuchenprophylaxe und Latenzzeiten. Bei Krankheiten mit kurzen Latenzzeiten, wie der Pest oder der Cholera, so Frau Kim, hat man in Europa sehr rigide Maßnahmen zur Seuchenbekämpfung entwickelt, hingegen bei Krankheiten mit langer Latenzzeit, wie der Syphilis oder AIDS, seien die Menschen nach wie vor zu sorglos, was sie an Partnertausch- und Swingerclubbesuchern aufgezeigt hat. Es ist nicht der moralische Zeigefinger, der sich hier erhebt, sondern es geht darum, ein Bewußtsein zu entwickeln für unpassende Strategien mit manchmal tödlichem Ausgang. Sie will aufklären, etwas aufzeigen. Ihre Methode ist das Gespräch, das sie mit Studierenden, Behörden und Betroffenen führt. Ab

diesem Semester wird sie ein Tutorium leiten zur Integration von ausländischen Studierenden in das Studium an der Universität Augsburg. Wir erhoffen uns von den speziellen Kompetenzen von Frau Kim, daß diese Studierenden lernen, sich den beiden Welten zu stellen, die sie erleben. Der Welt, aus der sie kommen, und der unseren, in die sie hineinwachsen. Frau Kim ist eine Vermittlerin hohen Grades. Das erfüllt uns mit Stolz und wir hoffen, auf diesem Wege das Verständnis für die unterschiedlichen Kulturen ein wenig fördern zu können.

Einführung in die praktische Museumsarbeit Ausstellungsprojekt des Faches Europäische Ethnologie/ Volkskunde mit dem Heimat- und Bauernkriegsmuseum Leipheim. Teil 2

Von Anamaria Carabeu und Diana Moraru

In der Ausgabe 21 der Augsburger Volkskundlichen Nachrichten wurde über das praktische Seminar von Frau Susanne Fuder M.A. berichtet. Die theoretischen Grundlagen, die im Laufe des Wintersemesters vermittelt wurden, konnten nun an zwei Wochenenden vor Ort von den Studenten umgesetzt werden.

Der Inhalt der ersten Sitzung befasste sich mit den Themen SAMMELN und BEWAHREN. In einem Rundgang durch das Museum erfolgte eine erste Sichtung des Bestands und der bereits gestalteten Räume. Die Ausstellung umfasst drei wesentliche Teile: Haus und Brauereigeschichte, Stadtgeschichte und Bauernkriegsgeschichte. Der bis vor 20 Jahren bewohnte Bereich des Gebäudekomplexes ist der Haus- und Brauereigeschichte gewidmet und stellt im Erdgeschoss Wohn- und Wirtschaftsbereich im Stil der 1920er Jahre nach. Zu sehen sind ein möbliertes Wohn- und Schlafzimmer eines evangelischen Ehepaares, eine Gaststube und der für lange Zeit verschollene Braukeller, der heute wieder in Betrieb ist.

Der erste Stock befasst sich mit der Stadtgeschichte und präsentiert über mehrere Räume für die Stadt Leipheim bedeutende Ereignisse von der Gründung im Jahr 1330 bis in die Gegenwart. Unter anderem ist ein Zimmer der Hospitalstiftung des Diakonissenordens und die typische Bekleidung der evangelischen Bauern um die Jahrhundertwende ausgestellt. In einem vom Haus separaten Bereich, dem ehemaligen Stadel, sind über mehreren Ebenen die Ereignisse des Bauernkriegs von 1525 dokumentiert. Der Besucher wird aus der Gegenwart abgeholt, in die geistige Haltung des frühen 16. Jahrhunderts eingeführt und mit den theologischen Problemen dieser Zeit konfrontiert. So ergibt sich eine

Verbindung zwischen dem theoretischen Problem der Leibschafft bis hin zu den praktischen Folgen des Bauernaufstandes: der Tod von 100 000 Menschen. Durch die Nachstellung des 1993 gefundenen Massengrabes im Obersten Geschoss werden die Folgen daraus in einer äußerst erschütternden Weise illustriert. Neben dem Massengrab selber sind Münz- und Metallfunde aus dem Grab und die Artikel 1-25 des deutschen Grundgesetzes ausgestellt. Diese verdeutlichen, dass die Forderungen des Bauernaufstandes letztendlich in Form der Menschenrechte Gehör gefunden haben. Der Raum ist schlicht gestaltet und in schwarz gehalten.

Das Thema PRÄSENTIEREN wurde in einem zweiten Sitzungsblock behandelt. Es bot den Studenten die Möglichkeit praktische Erfahrung durch die Arbeit an Objekten zu sammeln. Die Aufgabe der Seminarteilnehmer bestand darin, die oben erwähnten Ausstellungsräume aus dem Bereich der Stadtgeschichte mitzugestalten und die Fundsituation des Massengrabes anhand von Fotomaterial nachzustellen. In einem, durch Glas abgetrennten Bereich, soll das Massengrab rekonstruiert werden. Die Hauptaufgabe war, zwei

der in der Anthropologischen Staatssammlung München aufbewahrten Skelette in der ausgegrabenen Position zu präsentieren. Dafür sollte in erster Linie das Grab an sich nachempfunden werden; eine Aufgabe, die



Studentinnen beim Positionieren der Unterschenkelknochen.

eine Gestaltungsfirma übernommen hatte. Dadurch, dass ein großer Teil

der Skelette nicht zur Verfügung stand, wurden Aufnahmen vom originalen Grab auf eine Plexiglasscheibe aufgedruckt und diese in das Gelände eingebettet. Dies erfolgte durch maßgefertigte Styroporplatten, die, aufeinandergelegt und mit Sand bedeckt, die Grabungsstufen am Fundort nachstellen. Lediglich zwei etwas abseits liegende Skelette wurden mit Originalmaterial in den Sand eingelassen und anschließend fixiert. Über beide Tage hinweg waren die Studenten damit beschäftigt. Da der Arbeitsraum im Dachspitz klein dimensioniert war, arbeiteten andere Gruppen parallel dazu an der Vorbereitung weiterer Ausstellungsräume. Gemeint sind das Krankenzimmer aus den 1920er Jahren und der Trachtenraum. Es galt herauszufinden, wie die Positionierung der Objekte optimal mit den räumlichen Gegebenheiten in Einklang gebracht werden kann.

Weiterhin durften die Studenten sich mit einzelnen Exponaten auseinandersetzen, die Puppen mit den Trachten bekleiden oder das vorhandene Inventar des Krankenzimmers für den Betrachter ansprechend in der Originalvitrine platzieren. Das Endergebnis war sowohl für die Studenten als auch für die Museumsleitung sehr zufriedenstellend.

Die Abwechslung zwischen Theorie und Praxis war für die TeilnehmerInnen ungemein lehrreich und die gesammelten Eindrücke für den einen oder anderen womöglich zukunftsweisend. Neben den



Studentinnen beim Anpassen der Trachten an den Ausstellungspuppen.

fachgebundenen Erfahrungen, die sie sammeln konnten, erfreuten sich die StudentInnen der Gastfreundschaft der Leipheimer Blauen Erpel, eine Gruppe freiwilliger Mitarbeiter, die bereits davor eine Unmenge Arbeitsstunden für die Renovierung des Museumsgebäudes investiert hatten. Für leibliches Wohl war stets zur Genüge gesorgt.

Verzögerungen verschiedener Art und die aufwändigen Arbeiten führten dazu, dass die Eröffnung des Museums nicht an dem vorgesehenen Termin im Sommer, sondern erst am 22. Oktober stattfinden konnte. Das Museum steht nun für den Besucher offen und bietet nebst der Dauerausstellung auch wechselnde Sonderausstellungen.

Ein guter Mann ist harte Arbeit
Eine ethnographische Studie zu philippinischen
Heiratsmigrantinnen

besprochen von Christiane Lembert-Dobler

Paty lebt mit ihrem Mann Karl in einem kleinen Dorf in Deutschland. Karl betreibt im Nebenerwerb eine Landwirtschaft, das Haupteinkommen bezieht die Familie aus seiner Arbeit in einer Zementfabrik. Das Paar hat drei Kinder – Christa, Bianca und Christoph –, „die in der Schule gut vorankommen.“¹ Mit im Haushalt wohnt die fast 90jährige Schwiegermutter. Paty arbeitet auf dem Feld, im Wald, sie macht Heu und versorgt den Stall. Richtig Spaß bereitet ihr das nicht, aber sie ist zufrieden. Paty ist eine Heiratsmigrantin von den Philippinen.

Laut Auskunft der deutschen Botschaft in Manila/Philippinen lebten Anfang 2004 ca. 23.000 philippinische Staatsangehörige in Deutschland. Sie kamen als Krankenschwestern und Seeleute. Der Frauenanteil von 78% in den philippinischen communities weisen aber auf einen anderen Einwanderungsgrund hin: die Heiratsmigration.² Klischees wie „Katalogbräute“, „Sexualobjekte“, „Hausklavinnen“, „Wirtschaftsflüchtlinge“ usw., mit denen die Heiratsmigrantinnen aus Asien bedacht werden, entsprechen den Vorurteilen und negativen Zuschreibungen, die im Rahmen der Migrationsbewegungen und dem Umgang mit Einwanderern kursieren.

Andrea Lauser ist Ethnologin und profunde Kennerin der Philippinen. Sie führte dort (zusammen mit Peter J. Bräunlein) mehrere längere Feldaufenthalte durch und veröffentlichte die Ergebnisse in dem Buch „Leben in Malula. Ein Beitrag zur Ethnographie der Alangan-Mangyan auf Mindoro (Philippinen)“³ und diversen Aufsätzen. Für ihre Habilitationsschrift forschte sie über Heiratsmigrantinnen in der philippinischen community in Deutschland. Damit widmet sich Lauser einem Thema, das hinsichtlich des Migrationsverhaltens eine bedeutende Rolle spielt, bisher aber in der ethnographischen Literatur kaum berücksichtigt wurde. Im Mittelpunkt der Arbeit stehen die Lebens- und Ehegeschichten und

die Lebensstrategien von 12 Philippina. Paty und ihre Geschichte führen exemplarisch in das verwandtschaftliche Netzwerk der Migrantinnen über geographische und kulturelle Grenzen hinweg ein und zeigen auf eindrucksvolle Weise das Beziehungsgeflecht innerhalb der philippinischen community zwischen Herkunfts- und Auswanderungsland.

Den theoretischen Rahmen für die Arbeit bilden die neueren Ansätze der Migrationsforschung. Mit Transmigration wird umschrieben, dass mobile Menschen vielfache Zugehörigkeiten besitzen. Deshalb muss die Forschung „ihr Interesse auf prozesshafte Perspektiven zu Räumen und Identitäten, auf durchlässige Grenzen und Migrationen, auf multinational verbundene Räume und auf verwobene, hybridisierte Identitäten richten.“⁴ Vereinfacht: Orte werden nicht mehr als lokale Einheiten, sondern als Ergebnis kultureller Konstruktionen definiert und damit als Beziehungsfelder mit multiplen Identitätszuschreibungen gesehen. Diese umfassen eine räumliche wie eine zeitliche Dimension, auf der sich kulturelle Traditionen begegnen und verändern. Doch ist Tradition in diesem Kontext laut Lauser „eine Erfindung, ist Identitätsarbeit, ist eine Reproduktion von etwas Eigenem, welches jedoch nur im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung und Aneignung von etwas anderem, der Integration der Ankunftskultur, einen Sinn ergibt.“⁵

Berücksichtigt im theoretischen Rahmen werden von Lauser auch die modernen Konzepte zur Genderforschung.

Theoretischer Überbau und detaillierte Beschreibungen des Forschungsprozesses und des methodischen Vorgehens bilden das Rückgrat der Studie. Das Herzstück aber sind die Beobachtungen und unmittelbaren Forschungsergebnisse, die Lauser in langen Fallbeschreibungen darlegt. Dabei legt sie weniger Wert auf Masse denn auf facettenreiche und gründliche Darstellung. Mit Patys Geschichte zeigt sie auf, wie Heiratsmigration „funktioniert“ und welche Konsequenzen dies nicht nur für Paty, sondern ihre gesamte Familie auf den Philippinen – den sozialen und familiären Kontext – besitzt. Neben Paty stellt Lauser elf weitere Protagonistinnen vor, die ein Schlaglicht auf die Kultur der Heiratsmigration werfen.

Im Verlauf der Feldforschung gelang es Lauser, nicht (nur) als Forscherin aufzutreten und wahrgenommen zu werden, sondern mit den Frauen eine Beziehung auf gleicher Augenhöhe herzustellen und dement-

sprechend akzeptiert zu werden. Auf dieser persönlichen Zugangsbasis konnte sie einen spannenden Vergleich zwischen den Ehegeschichten im philippinischen und den Ehegeschichten im deutschen Kontext anstellen. Sie zeigt, dass neben den ehelichen Verhandlungsdynamiken die Migrationsgemeinschaft mit ihren Netzwerken für die Migrantinnen wichtig ist. Sie gibt den Migrantinnen Schutz und Stärke, ist aber auch von Rivalität und Eigendynamik geprägt. Lauser räumt auf mit o.g. Klischees auf, ohne die Heiratsmigration zu idealisieren oder die ökonomischen Gründe zu bagatellisieren.

„Sie [die Heiratsmigrantinnen, d.V.] haben Grenzen überwunden und eine enorme Mobilitäts- und Risikobereitschaft auf sich genommen. Sie haben auf diese Weise Sende- und Aufnahmeländer verbunden und zu einem neuen globalen, familistischen Migrationsraum verbunden. Sie tragen nicht allein zum Unterhalt der Familien bei, sondern auch zur Transnationalisierung von Lebensstilen und zur Vervielfältigung von Konsum und Kommunikation.“⁶

Nicht zuletzt durch das umfangreiche Originalmaterial (Interviews, Tagebucheintragungen) lässt Andrea Lauser den Frauen selbst ihre Stimme und macht ihre Studie zu einer sehr lebendigen und dichten Abhandlung. Mühelos schafft sie es, das Allgemeine im Individuellen sichtbar zu machen. Die persönliche Herangehensweise – Andrea Lauser bezieht sich selbst und ihre Erfahrungen mit ein – erhöhen die Glaubwürdigkeit und verleihen der Studie eine Transparenz, die im wissenschaftlichen Feld der Datenerhebung meist zu kurz kommt.

Das Buch ist nicht nur den am Thema Interessierten zu empfehlen. Mit seinem Überblick über den aktuellen Forschungsstand in der Ethnologie, Feldforschungsmethoden, Auswertung der Ergebnisse und nicht zuletzt dem umfangreichen Literaturverzeichnis sollte es als Standardwerk im Repertoire der MigrationsethnologInnen nicht fehlen.

Anmerkungen:

1 Lauser, 2004, 111.

2 <http://www.manila.diplo.de/de/01/Filipinosindeutschland/Filipinosindeutschland.html>, 10.10.2005

3 Lauser, Andrea/Bräunlein, Peter J.: Leben in Malula. Ein Beitrag zur Ethnographie der

Alangan-Mangyan auf Mindoro (Philippinen). Pfaffenweiler: Centaurus, 1993.

4 Lauser, 2004, 18.

5 Lauser, 2004, 22-23.

6 Lauser, 2005, 295.

Lauser, Andrea: Ein guter Mann ist harte Arbeit. Eine ethnographische Studie zu philippinischen Heiratsmigrantinnen. Bielefeld: Transcript-Verlag, 2004.

Asyl und Konflikt von der Antike bis heute **Rechtsethnologische Untersuchungen von Bertram Turner**

besprochen von Melanie Stetter

Dr. Bertram Turner ergänzt mit seinen 2005 erschienenen rechtsethnologischen Untersuchungen zum Thema Asyl und Konflikt seine 1996 an der LMU in München zugelassene Dissertation. Derzeit ist er als Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung in Halle/Saale beschäftigt und betreibt dort Forschung auf verschiedenen Gebieten, unter anderem „legal anthropology“ und „conflict studies“, im Bereich Nord- und Westafrika, Naher Osten und im Mittelmeerraum. Auf über 600 Seiten legt er in sieben Kapiteln eine Gesamtübersicht über das Thema Schutzgewährung von der Antike bis heute vor.

„Asyl als institutionalisierte Schutzgewährung gab es in sehr vielen Ausprägungen. Im modernen Asylrecht ist davon aber nur noch ein minimales Spektrum zu finden. Der zeitliche Rahmen der vergleichenden Analyse von Bertram Turner reicht von der alttestamentlichen und antiken Schutzgewährung bis zur institutionellen Realisierung von Schutz unter unterschiedlichen sozialen und kulturellen Bedingungen in der Gegenwart. Konfliktkonstellationen aus Asien, Ozeanien, Afrika und Europa bilden den ethnographischen Rahmen des Buches.“

Die Einleitung führt den Leser anhand eines Vergleiches zweier Fallbeispiele an das zu behandelnde Thema heran, wobei es dem Autor sofort gelingt, das Interesse des Lesers zu wecken. In den folgenden Kapiteln werden zunächst Begriffe, die Theorie und die Methode erschlossen, um das Thema dann zuerst in chronologischer, danach in geographisch geordneter Reihenfolge zu präsentieren. Über eine Einordnung der vorangehenden Kapitel in den Raum-Zeitkontext führt der Autor den Leser in die Gegenwart zurück und erläutert im letzten Kapitel die komparative Perspektive auf das Thema Konflikt und Asyl. Als Anhang folgt abschließend ein großzügiges Literaturverzeichnis, das nicht nur dazu anregt, sich weiter mit dem Thema zu befassen, sondern auch eine gute Grundlage für weitere Studien auf diesem Gebiet schafft.

„Bertram Turners sorgfältige Untersuchung historischer, rechts-, religions- und sozialwissenschaftlicher Perspektiven auf Schutzgewährung als Rechtskonzeption und Institution führt zu neuen Erkenntnissen – auch für die moderne Konfliktforschung.“

Abschließend lässt sich sagen, dass das Buch einen gelungenen Gesamtüberblick zum Thema bietet, informativ und interessant zugleich gestaltet ist, wenngleich der geographische Schwerpunkt der Ausführungen auf dem afrikanischen Kontinent liegt.

Das Werk ist auch für Einsteiger in dieses spezielle Forschungsgebiet der Ethnologie bestens geeignet und wärmstens zu empfehlen.

Turner, Bertram: Asyl und Konflikt von der Antike bis heute. Rechtsethnologische Untersuchungen. Berlin: Reimer Dietrich Verlag 2005.

Nekropolis

Der Friedhof als Ort der Toten und der Lebenden

besprochen von Achim J. Weber

Der überaus lesenswerte Sammelband von Norbert Fischer (Universität Hamburg) und Markwart Herzog (Bildungsreferent der Schwabenakademie Irsee) vereint 15 Aufsätze zur Kulturgeschichte des Friedhofes, die sich um die drei Hauptüberschriften „Wegmarken und Wendepunkte“, „Außenseiter und Ausgegrenzte“ sowie „Aufbrüche ins 21. Jahrhundert“ gruppieren. Die Autoren der Beiträge stammen aus den unterschiedlichsten wissenschaftlichen Fachrichtungen von der Archäologie über die Kulturanthropologie bis hin zur Landespflege. Eine illustre Mischung, die aber gerade durch die unterschiedlichen Blickwinkel der Experten den Friedhof als faszinierenden Ort unserer Geschichte, unserer Kultur und möglicherweise unserer letzten Ruhestätte erfahren oder vielleicht auch schon zu Lebzeiten erleben läßt.

So bietet es sich an, schon zu Beginn des Buches mit dem verbreiteten Missverständnis aufzuräumen, dass das Wort Friedhof etwas mit dem ersehnten letzten und ewigen Frieden der Toten zu tun hat. Vielmehr ist damit die Mauer gemeint, die den mittelalterlichen Friedhof „einfriedete“, ihn also umgab. Noch interessanter wird es, wenn dann vom Kirchhof die Rede ist und dem Leser angeordneten Gräber rings um ein alpenländisches Dorfkirchlein ins Gedächtnis kommen. Dass dies heute so ist, bestreitet zunächst niemand, dass es sich im Mittelalter aber um einen unwirtlichen Acker handelte, in dem die Toten kreuz und quer verscharrt wurden und Skeletteile hier und da auch an der Oberfläche zu finden waren, das mag so manchem sein Geschichtsbild von der ersehnten romantischen Reise in die Vergangenheit trüben. Die Formen und das Aussehen, das die Friedhöfe mittlerweile angenommen haben, unterscheiden sich zu früheren Epochen erheblich, weil der kulturelle Wandel der Moderne auch vor diesen Einrichtungen keinen Halt macht. Von den Parkfriedhöfen im 19. Jahrhundert über die Soldatenfriedhöfe der beiden Weltkriege bis hin zum Internetfriedhof ist mittlerweile alles zu finden. Parallel dazu darf natürlich auch nicht die Geschichte derer vergessen

werden, die ihre letzte Ruhe auf den Friedhöfen gefunden haben. So gibt es schöne, pompöse oder arme Gräber, aber auch Gräber, die zentral liegen und solche, die eher am Rande zu finden sind. Ob König oder Bösewicht, die letzte Ruhestätte ist auch immer der Ausdruck einer Lebensgeschichte.

Der Friedhof, von dessen realen Varianten es in Deutschland an die 32.000 gibt, so läßt sich am Ende einer spannenden Lektüre konstatieren, ist aufgeladen mit emotionalen und symbolischen Bedeutungen, die die Lebenden in ihrer Trauerarbeit mit den Toten verbinden. Die Friedhöfe sind Denkmäler unserer Geschichte, und genauso, wie dort der Umgang mit den Toten gepflegt wird, erscheint auch die Vergangenheit im Denken der Lebenden.

Norbert Fischer und Markwart Herzog (Hg.): Nekropolis. Der Friedhof als Ort der Toten und der Lebenden. Stuttgart: W. Kohlhammer 2005.

Neu bei 54

vorgestellt von Gerda Schurrer

Bedürfnisse und der Umgang mit Dingen

Dobler, Gregor: Bedürfnisse und der Umgang mit Dingen. Eine historische Ethnographie der Ile d'Ouessant, Bretagne, 1800-2000. Berlin: Reimer 2004, 517 S., ill., graph. Darst., Zugl: Bayreuth, Univ. Diss. 2002
Signatur: 54/LB 33185 D633

Der Autor rekonstruiert die Geschichte des Umgangs mit Dingen auf der Bretonischen Insel Ouessant. Aufgrund einer einjährigen ethnologischen Feldforschung und Quellenstudien entstand eine historische Ethnographie der Modernisierung am Beispiel des „Dingegebrauch“, der Sachkultur. Die Beispiele reichen vom Essgeschirr über das Fernsehen bis zum Alkoholkonsum. Die Theorien des Konsumwandels werden dabei in Relation gesetzt. Auch wenn es sich hier um ein ganz bestimmtes geographisches Gebiet handelt, steht diese Arbeit sinnbildlich für die Veränderungen in der Sachkultur dar.

Ein Stück Heimat findet man ja immer

Rieker, Yvonne: Ein Stück Heimat findet man ja immer. Die italienische Einwanderung in die Bundesrepublik. Essen: Klartext-Verlag 2003, 203 S.

Signatur: 54/LB 56255 R555

1955 wurde der deutsch-italienische Anwerbevertrag von der damaligen Regierung der BRD unterzeichnet. Die Italiener waren nicht nur die erste, sondern bis 1970 auch die größte Migrantengruppe in Deutschland. Sie prägten das Bild vom „Gastarbeiter“. Die Autorin wertet neben umfangreichem Archivmaterial auch 30 lebensgeschichtliche Interviews mit Italienerinnen und Italiener aus, die heute noch bei uns leben. Das Werk ist eine interessante und aufschlussreiche Lektüre, besonders

für die 2. Generation, die den Beginn miterlebt hat.

Über die Religion

Scharfe, Martin: Über die Religion. Glaube und Zweifel in der Volkskultur.

Köln, Böhlau 2004, XII, 331 S., ill.

Signatur: 54/LC 38000 F311

Welche Bedeutung haben Frömmigkeit und Glaube noch für die Menschen des 21. Jahrhunderts?

Der Autor analysiert in diesem Buch Glaube und Zweifel als Aspekte der Alltagskultur von der Frühen Neuzeit bis in unsere Gegenwart.

Deutsche Migranten auf der Kanareninsel La Gomera

Schick, Gabi: Deutsche Migranten auf der Kanareninsel La Gomera. Inselalltag in der Spannung zwischen Idealen und täglichen Erfahrungen.

Münster 2003, IX, 246 S., ill., Kt. Zugl: Hamburg, Diss. 2002

(Interethnische Beziehungen und Kulturwandel 52)

Signatur: 01/LB 56592 S331

Bereits im 17. Jahrhundert entstand der „Südseemythos“, hauptsächlich bestehend aus Inseln, auf die die Menschen ihre Sehnsucht nach Glück und paradiesischem Leben projizierten. Wie aber sieht es wirklich im Alltagsleben auf so einer „Aussteigerinsel“ wie La Gomera aus? Diese von der Autorin durchgeführte Studie hinterfragt, ob die Erwartungen den Alltagserfahrungen standhielten.

Dieses Buch ist ein lesenswerter Beitrag zur Migrations- und Tourismusforschung.

Der dressierte Leib

Weickmann, Dorion: Der dressierte Leib. Kulturgeschichte des Balletts (1589-1870).

Frankfurt a.M.: Campus-Verlag 2002, 398 S., ill.

Zugl: Hamburg, Univ. Diss. 2001

(Reihe: Geschichte und Geschlechter. 39)

Signatur: 54/LC 88000 W416

In den letzten Jahren wurde viel Aufmerksamkeit der Gattung des Tanzes gewidmet. Die kulturgeschichtlichen Wurzeln des klassischen Ballet liegen weithin im Dunkeln. Erstmals wird hier die Tanzkunst seit dem 16. Jahrhundert dargestellt, von der individuellen Körpersprache bis zur Professionalität des Tanzes. Die Untersuchung stellt einen Spiegel der damaligen Zeit dar, die das Geschlechterverhältnis vorrangig aufzeigt. Für den Volkskundler eine ebenfalls interessante Untersuchung.

Zukunft kleiner Gemeinden in Rheinland-Pfalz

Christina Niem (Hg.): Zukunft kleiner Gemeinden in Rheinland-Pfalz. Ergebnisse eines interdisziplinären Forschungsprojekts. Mainz: Ges. für Volkskunde in Rheinland-Pfalz 1995, VII, 372 S.

(Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz.18)

Signatur: 01/LB 71060 N671

In einigen ländlichen Regionen von Rheinland-Pfalz sehen sich die Menschen mit diversen Problemen konfrontiert, wie z.B.:

- Dörfern, deren Einwohnerschaft zu über 40% aus Senioren besteht,
- Kinder, die an jedem Tag ihrer Schulzeit mehrere Stunden in Bussen verbringen müssen.
- Gemeinden mit wachsenden Aufgaben, aber ohne finanzielle Unterstützung.

Diese hier vorliegende interdisziplinäre Studie von Geographen und Volkskundlern der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz beschäftigt sich mit diesen „allgemeingültigen“ Fragen und regt zur weiteren Beschäftigung mit diesem Thema an.

Augsburg

„Die Kiste“ – Museum der Augsburger Puppenkiste

Spitalgasse 15 / 86150 Augsburg / Tel.: 0821-450345-31
eMail: info@diekiste.net / Internet: <http://www.diekiste.net>
Öffnungszeiten: Di-So: 10-19 Uhr

Ausstellungen:

bis 22.01.06

Räuber, Ritter, Königshof. Ritterliche Heldentaten, königliche Geschichten und Räuberabenteuer aus 55 Jahren TV- und Theaterproduktionen der Augsburger Puppenkiste warten auf Sie.

Institut für Europäische Kulturgeschichte

Eichleitnerstr. 30 / 86159 Augsburg / Tel.: 0821-598-5840 / Fax: 0821-598-5850
eMail: susanne.empl@iek.uni-augsburg.de / Internet: <http://www.uni-augsburg.de/institute/iek/index/htm>

Veranstaltungen:

09.01.06, 18 Uhr

Vom Buch zum Bild oder von der scheinbaren Gleichzeitigkeit des Augenblicks. Prof. Dr. Eberhard König, Berlin.

23.01.06, 18 Uhr

Rezeption und Kritik des Livius in der Geschichtsschreibung von Macchiavelli bis Nissen. Prof. Dr. Adalberto Giovanni, Genf.

KHG-Zentrum Haus Edith Stein

Hermann-Köhl-Str.25/ 86159 Augsburg / Tel.: 0821-59766 70 / Fax: 0821-59766 77
Internet: <http://www.im-leben.de>

Veranstaltungen:

06.12.05, 20.15 Uhr

Was bringt das neue Hochschulgesetz? Staatsminister Dr. Thomas Goppel, MdL.

VERANSTALTUNGSKALENDER

- 13.12.05, 20.15 Uhr **Was kommt in die Tagesschau – und was nicht?**
Thomas Hinrichs, Bayrischer Rundfunk, neuer
Chefredakteur von ARD aktuell.
- 15.12.05, 20.15 Uhr **Wie man sich benimmt – Ratschläge einer Für-
stin.** I. D. Gloria Fürstin von Thurn und Taxis.
- 17.12.05, 20.15 Uhr **Korruption – globale „Leidkultur“.** Raimund
Röhrich, „Transparency International“.

Universität Augsburg

Universitätsstr. 10 / 86159 Augsburg
Internet: <http://www.uni-augsburg.de>

Ausstellungen:

10.02.06-13.05.06 **Schwabenspiegel – Literatur vom Neckar bis
zum Bodensee, 1000-1800.** Ort: Zentralbiblio-
thek, Universitätsstraße 22 (Plan-Nr. 4), Ausstel-
lungshalle.

Veranstaltungen:

01.12., 19.00 Uhr **Das Meer, die Ratten und die Pest. Strategien
der Seuchenbekämpfung aus ethnologischer
Sicht.** Die Festrednerin ist zugleich die Betreue-
rin der Magisterarbeit der diesjährigen Preisträ-
gerin, Kwi-Ja Kim aus Korea. „Da Frau Kim und
ich uns gleichermaßen für das Thema ‘Seuchen-
bekämpfung in einer globalisierten Welt’ interes-
sieren“, erläutert Doering-Manteuffel, “möchte
ich mit meinem Vortrag einen Einblick in die
Möglichkeiten geben, die man im Umgang mit
Seuchen in Europa hatte, bevor die moderne Me-
dizin das Antibiotikum zur Verfügung stellen
konnte. Ich beginne also mit dem Jahr 1348, als
die Pest über die Seehäfen in Norditalien erstmals
nach Europa vordrang ...“ – Todo mundo gestal-
tet den Festakt mit World Music.

05.12., 10.00 Uhr **Von Mozart zu Brecht. Über Literatur und**

- 05.12., 18.00 Uhr **Oper.** Öffentliche Vorlesung. Referent: Prof. Dr. Mathias Mayer (Lehrstuhl für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft). Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10, HS IV.
- 05.12., 18.00 Uhr Japanische Verfassung und deutsches Grundgesetz – Unterschiede und Gemeinsamkeiten. Ringvorlesung. Referent: Dr. Dirk Hasler, Universität Regensburg. Ort: Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät, Universitätsstraße 16 (Plan-Nr. 10), HS 2105.
- 05.12., 20.15 Uhr **Bon usage und Bella lingua im Sog des Pidgin English?** Die romanische Sprachidentität unter dem Effekt der Globalisierung. Referentin: Prof. Dr. Sabine Schwarze (Romanische Sprachwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung des Französischen). Ort: Haus St. Ulrich, Kappelberg 1.
- 06.12., 18.15 Uhr **Christliche Apologetik im Kontext der Zweiten Sophistik. Tatians Oratio ad Graecos.** Im Rahmen der Ringvorlesung MITEINANDER – GEGENEINANDER? KULTE UND RELIGIONEN IM RÖMISCHEN REICH. Im Rahmen der RINGVORLESUNG DES ALTERTUMSWISSENSCHAFTLICHEN KOLLOQUIUMS. Referentin: Dr. Dorothee Elm, Freiburg. Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10 (Plan-Nr. 3), HS III.
- 06.12., 18.15 Uhr Veranstalter: Profs. Drs. Valentin Kockel (Klassische Archäologie), Marion Lausberg (Klassische Philologie) und Gregor Weber (Alte Geschichte) für das Altertumswissenschaftliche Kolloquium.
- 07.12., 18.15 Uhr **Feinsinn. Antinomie des Geschmacks zwischen Physiologie und Poetik.** Im Rahmen der Ringvorlesung THEORIEN DER LITERATUR III. Referent: Dr. Jörg Wesche. Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10 (Plan-Nr. 3), HS II.

VERANSTALTUNGSKALENDER

- 12.12., 10.00 Uhr **Von Mozart zu Brecht. Über Literatur und Oper.** Öffentliche Vorlesung. Referent: Prof. Dr. Mathias Mayer (Lehrstuhl für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft). Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10, HS IV.
- 12.12., 18.00 Uhr **Was lieben Japaner an Deutschen?** Im Rahmen der Ringvorlesung JAPAN HEUTE – BEOBACHTUNGEN UND ANALYSEN AUS DEUTSCHER UND JAPANISCHER SICHT. Referent: Manfred Krug, Vorsitzender der Regio Augsburg Tourismus GmbH. Ort: Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät, Universitätsstraße 16 (Plan-Nr. 10), HS 2105.
- 14.12., 18.15 Uhr **Edward VIII. & Wallis Simpson: Eine Geschichte des 20. Jahrhunderts zwischen Politik und Leidenschaft.** Im Rahmen der Ringvorlesung PAARE IN DER GESCHICHTE. Referent: Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber (Neuere und Neueste Geschichte/Institut für Europäische Kulturgeschichte). Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10 (Plan-Nr. 3), HS III.
- 14.12., 21.00 Uhr **Treffpunkt: Zunge – Lesung Interkultureller Werke der deutschsprachigen Literatur.** Rosanna Greco und Prof. Dr. Sabine Schwarze (Universität Augsburg) lesen Chiara de Manzini „Die Reise nach Paris / Il viaggio a Parigi“. Ort: Striese Kulturclub, Kirchgasse 1, 86150 Augsburg.
- 15.12., 10.00 Uhr **Von Mozart zu Brecht. Über Literatur und Oper.** Öffentliche Vorlesung. Referent: Prof. Dr. Mathias Mayer (Lehrstuhl für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft). Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10, HS IV.
- 15.12., 19.00 Uhr **Diplomatische Haltungen der Nachkriegszeit – Vergleich Deutschland und Japan.** Im Rahmen der Ringvorlesung JAPAN HEUTE – BEOB-

- ACHTUNGEN UND ANALYSEN AUS DEUTSCHER UND JAPANISCHER SICHT. Referent: Shigeharu Maruyama, Generalkonsul von Japan, München. Ort: Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät, Universitätsstraße 16 (Plan-Nr. 10), HS 2105.
- 20.12., 19.15 Uhr **Christen – Bürger einer anderen Welt.** Im Rahmen der Ringvorlesung des Altertumswissenschaftlichen Kolloquiums MITEINANDER – GEGENEINANDER? KULTE UND RELIGIONEN IM RÖMISCHEN REICH. Referent: Prof. Dr. Dr. Manfred Clauss (Frankfurt am Main). Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10 (Plan-Nr. 3), HS III.
- 09.01.06, 10.00 Uhr **Von Mozart zu Brecht. Über Literatur und Oper.** Öffentliche Vorlesung. Referent: Prof. Dr. Mathias Mayer (Lehrstuhl für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft). Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10, HS IV.
- 09.01.06, 18.00 Uhr **Das Japanbild in der Zeitschrift „Der Spiegel“ und seine Problematik.** Im Rahmen der Ringvorlesung JAPAN HEUTE – BEOBACHTUNGEN UND ANALYSEN AUS DEUTSCHER UND JAPANISCHER SICHT. Referent: Prof. Kôji Ueda, stellvertretender Geschäftsführer Japanisch-Deutsches Zentrum Berlin. Ort: Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät, Universitätsstraße 16 (Plan-Nr. 10), HS 2105.
- 09.01.06, 18.30 Uhr **Not in Our Name:** Kanadische Schriftsteller und der Irak-Krieg. Im Rahmen der Ringvorlesung FRIEDENSPOLITIK UND KONFLIKTLÖSUNGEN - DIE KANADISCHE PERSPEKTIVE. Referent: Prof. Dr. Martin Kuester, Marburg Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10 (Plan-Nr. 3), HS III.
- 11.01.06, 21.00 Uhr **Treffpunkt: Zunge – Lesung Interkultureller**

- Werke der deutschsprachigen Literatur.**
Andrea Lörincz liest Zsuzsa Bánk „Der Schwimmer“ (2002). Ort: Striese Kulturclub, Kirchgasse 1, 86150 Augsburg.
- 16.01.06, 10.00 Uhr **Von Mozart zu Brecht. Über Literatur und Oper.** Öffentliche Vorlesung. Referent: Prof. Dr. Mathias Mayer (Lehrstuhl für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft). Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10, HS IV.
- 17.01.06, 18.15 Uhr **Götter in Ostia – gelebte Religion in einer römischen Stadt.** Im Rahmen der Ringvorlesung des Altertumswissenschaftlichem Kolloquiums MITEINANDER – GEGENEINANDER? KULTE UND RELIGIONEN IM RÖMISCHEN REICH. Referentin: Dr. Katharina Rieger (Göttingen/Halle). Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10 (Plan-Nr. 3), HS III.
- 18.01.06, 18.15 Uhr **Die Poetik des italienischen Verismo.** Im Rahmen der Ringvorlesung THEORIEN DER LITERATUR III. Referent: Priv. Doz. Dr. Tobias Leuker. Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10 (Plan-Nr. 3), HS II.
- 19.01.06, 18.15 Uhr **Die Katholische Kirche in China heute.** Im Rahmen der Ringvorlesung CHINA – GESELLSCHAFT UND WIRTSCHAFT IM UMBRUCH. Referent: Katharina Wenzel-Teuber, Chinazentrum, Chefredakteurin von „China heute“. Ort: Juristische Fakultät, Universitätsstraße 24 (Plan-Nr. 13), HS 2001.
- 23.01.06, 10.00 Uhr **Von Mozart zu Brecht. Über Literatur und Oper.** Öffentliche Vorlesung. Referent: Prof. Dr. Mathias Mayer (Lehrstuhl für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft). Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10, HS IV.
- 23.01.06, 18.00 Uhr **Erfahrungen in einem japanisch-deutschen Joint-Venture Unternehmen.** Im Rahmen

- der Ringvorlesung **JAPAN HEUTE – BEOB-
ACHTUNGEN UND ANALYSEN AUS
DEUTSCHER UND JAPANISCHER SICHT.**
Referent: Andreas Amling, Sumika Bayer
Urethane Co., Ltd., Bayer Material Science,
Amagasaki, Japan. Ort: Wirtschaftswissenschaft-
liche Fakultät, Universitätsstraße 16 (Plan-Nr.
10), HS 2105.
- 23.01.06, 18.30 Uhr **Englisch und Französisch in Quebec: Duell
oder Duett?** Im Rahmen der Ringvorlesung
**FRIEDENSPOLITIK UND KONFLIKTLÖ-
SUNGEN – DIE KANADISCHE PERSPEK-
TIVE.** Referent: Dr. Ursula Reutner, Augsburg.
Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10
(Plan-Nr. 3), HS III.
- 24.01.06, 18.15 Uhr **Ausgemerzt werden muss der Irrglaube!** Re-
ligion und Gewalt in der Spätantike. Im Rahmen
der Ringvorlesung des Altertumswissenschaft-
lichem Kolloquiums **MITEINANDER - GE-
GENEINANDER? KULTE UND RELIGIO-
NEN IM RÖMISCHEN REICH.**
Referent: Prof. Dr. Johannes Hahn (Münster)
Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10
(Plan-Nr. 3), HS III.
- 25.01.06, 18.15 Uhr **Franz Joseph & Elisabeth: Beziehungsstress
und Staatskrise.** Im Rahmen der Ringvorlesung
PAARE IN DER GESCHICHTE. Referent:
Priv.-Doz. Dr. Günther Kronenbitter (Neuere
und Neueste Geschichte). Ort: Hörsaalzentrum,
Universitätsstraße 10 (Plan-Nr. 3), HS III.
- 30.01.06, 10.00 Uhr **Von Mozart zu Brecht. Über Literatur und
Oper.** Öffentliche Vorlesung. Referent: Prof. Dr.
Mathias Mayer (Lehrstuhl für Neuere Deutsche
Literaturwissenschaft). Ort: Hörsaalzentrum,
Universitätsstraße 10, HS IV.
- 01.02.06, 10.00 Uhr **Vom Erzählen, vom Lachen und von der Zeit.**

VERANSTALTUNGSKALENDER

- Michael Bachtins Literaturtheorie. Im Rahmen der Ringvorlesung THEORIEN DER LITERATUR III. Referent: Prof. Dr. Hans Vilmar Geppert. Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10 (Plan-Nr. 3), HS II.
- 06.02.06, 10.00 Uhr **Von Mozart zu Brecht. Über Literatur und Oper.** Öffentliche Vorlesung. Referent: Prof. Dr. Mathias Mayer (Lehrstuhl für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft). Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10, HS IV.
- 06.02.06, 18.15 Uhr **Kanadas Geschäfte mit den Ureinwohnern: Biberpelze, Land, Rechte.** Im Rahmen der Ringvorlesung FRIEDENSPOLITIK UND KONFLIKTLÖSUNGEN – DIE KANADISCHE PERSPEKTIVE. Referentin: Prof. Dr. Elke Nowak, Berlin. Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10 (Plan-Nr. 3), HS III.
- 08.02.06, 18.15 Uhr **Maria Theresia & Kaiser Franz.** Ein Ehemodell für die deutsche Geschichte und eine zeitgemäße Partnerschaftsberatung. Im Rahmen der Ringvorlesung PAARE IN DER GESCHICHTE. Referent: Prof. Dr. Johannes Burkhardt, Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit. Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10 (Plan-Nr. 3), HS III.
- 13.-15.02.06 **Modell „Zauberflöte“ – Der Kredit des Möglichen.** Kulturgeschichtliche Spiegelungen erfundener Wahrheiten. Tagung. Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10 (Plan-Nr. 3), HS III.
- 20.-22.02.06 **Hellenismus.** Eine Kulturgeschichte. Tagung.
- 10.05.06, 18.15 Uhr **Theorien literarischer Kreativität.** Im Rahmen der Ringvorlesung THEORIEN DER LITERATUR III. Referent: Prof. Dr. Hubert Zapf
Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10 (Plan-Nr. 3), HS II.
- 17.05.06, 18.15 Uhr **Civitas aesthetica – zu den theologischen**

- Grundlagen der ästhetischen Theorie Adornos.** Im Rahmen der Ringvorlesung THEORIEN DER LITERATUR III. Referent: Priv. Doz. Dr. Till Kuhnle. Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10 (Plan-Nr. 3), HS II.
- 07.06.06, 18.15 Uhr **Stimmen – Theorien lyrischen Sprechens.** Im Rahmen der Ringvorlesung THEORIEN DER LITERATUR III. Referentin: Priv. Doz. Dr. Sandra Schwarz. Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10 (Plan-Nr. 3), HS II.
- 21.06.06, 18.15 Uhr **Regionalismus in der Literaturgeschichte.** Gefahren und Chancen. Im Rahmen der Ringvorlesung THEORIEN DER LITERATUR III. Referent: Prof. Dr. Freimut Löser. Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10 (Plan-Nr. 3), HS II.
- 28.06.06, 18.15 Uhr **Erinnerung – Erzählen – Identität: Perspektiven einer kulturwissenschaftlichen Erzählforschung.** Im Rahmen der Ringvorlesung THEORIEN DER LITERATUR III. Referent: Prof. Dr. Ansgar Nunning, Universität Gießen. Ort: Hörsaalzentrum, Universitätsstraße 10 (Plan-Nr. 3), HS II.

VHS Galerie

Willy-Brandt-Platz3a / 86153 Augsburg / Tel.: 0821-502650 / Fax: 0821-5026518
Internet: <http://www.vhs-augsburg.de>
Öffnungszeiten: Täglich von 8.30 -22 Uhr

Ausstellungen:

bis 23.12.05

Bilder machen Leute – Fotoausstellung zum Friedensjahr 2005. Mit der Einwegkamera sollten Schülerinnen, Schüler und Erwachsene Orte, Szenen und Stationen des täglichen Lebens festhalten. Die Darstellungen von Alltag, Schule,

Wohnung und Freundeskreis spiegeln den individuellen Lebensraum des/der Angehörigen einer ethnischen, religiösen und sozialen Gruppe in Augsburg wider.

Aulendorf

Schloßmuseum Aulendorf Zweigmuseum des W.L.

Hauptstr. 35 / 88326 Aulendorf / Tel.: 07525-934203 / Fax: 07525-934210

Internet: <http://www.schloss-museum.de>

Öffnungszeiten: Di-Fr : 13-17 Uhr; Sa/So: 10-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 08.01.06

Friedrich Schiller. Die Jugendjahre. Friedrich Schiller (1759-1805) verbrachte seine Jugendjahre in der von Herzog Karl Eugen von Württemberg gegründeten Hohen Karsschule, die sich zuerst auf der Solitude, dann in Stuttgart befand. Dieser Militärakademie verdankte der Dichter eine umfassende Ausbildung sowie entscheidende Impulse für sein künstlerisches Schaffen. Die Ausstellung zeigt Schiller in seinem Stuttgarter Umfeld. Gemälde, Skulpturen und Ausstattungsgegenstände des Akademiegebäudes veranschaulichen Alltagsleben und Studium sowie Schillers Freundschaften mit Professoren und Mitschülern in der Militärakademie.

Den Nachruhm des Dichters bezeugen seine Denkmäler sowie Medaillen und Münzen vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Jahre 2005.

Berlin

Museum Europäischer Kulturen

Bruno-Paul-Bau / Arnimallee 25 / 14195 Berlin (Dahlem) / Tel.: 030-83901287 / Fax: 030-83901283

eMail: mek@smb.spk-berlin.de / Internet: <http://www.smb.museum.mek> od. <http://www.verein-museum-europaeischer-kulturen.de>

Öffnungszeiten: Di-Fr: 10-18 Uhr; Sa/So: 11-18 Uhr

Ausstellungen:

bis 16.04.2006

Die Stunde Null. Überleben 1945. Im Mittelpunkt der Ausstellung steht das Bild der zerstörten Stadt Berlin mit ihren aus den verschiedenen Gründen heimatlos gewordenen Menschen aus allen Nationen. Dies gilt auch für jene Menschen, die erstmals nach dem Ende des „Dritten Reichs“ wieder eine Chance zur Gestaltung eines eigenständigen Lebens erhielten und einen Weg in die „Normalität“ suchten. Dabei geht es vor allem um die Darstellung von Alltagswelten und persönlichen Erfahrungen, die das welthistorische Geschehen im Leben des einzelnen Menschen nacherlebbar machen.

Burglengenfeld

Oberpfälzer Volkkundemuseum

Berggasse 3 / 93133 Burglengenfeld / Tel.: 09471-701842 / Fax: 09471-701845

eMail: Stadt_Burglengenfeld@t-online.de / Internet: <http://www.burglengenfeld.de>

Öffnungszeiten: Di/Mi/Fr: 14-18 Uhr; Do: 14-20 Uhr; Sa/So: 11-18 Uhr

Ausstellungen:

bis 08.01.06

Es weihnachtet sehr... – Krippen aus der Oberpfalz. Vor fünf Jahren waren Böhmisches Weihnachtskrippen aus dem Kreismuseum

Klattau (CZ) im Burglengenfelder Museum zu Gast, in diesem Winter sollen wieder einmal typisch oberpfälzische Krippen und Weihnachtsschmuck aus verschiedensten Materialien präsentiert werden. Zahlreiche Bastler und Krippenbauer aus ganz Ostbayern, u.a. Mitglieder des Krippenvereins Regensburg, stellen ihre gesammelten oder selbst gebauten Schätze zur Verfügung und kombinieren gemeinsam ein stimmungsvolles Gesamtbild. Wertvolle historische Krippenfiguren aus Neapel und handgeschnitzte Figuren aus dem Bayerischen Wald sind ebenso vertreten wie der typische oberpfälzische Vierseitbauernhof, als Krippe liebevoll und detailgetreu rekonstruiert. Ein vorweihnachtliches Vergnügen für Groß und Klein und damit genau die richtige Einstimmung auf Adventsmarkt, Nikolausfeier und das Weihnachtsfest.

Führungen:

04.12., 16 Uhr

Romantisches Burglengenfeld. Stadtführung mit Maria Gietl und Gerhard Schneeberger. Treffpunkt Georg-Brunnen. Dauer der Führung ca. 1,5 Std.

03.01.06, 19 Uhr

Führung durch die Krippen-Ausstellung.

Cloppenburg

Museumsdorf Cloppenburg

Bether Str. 3 / 49661 Cloppenburg / Tel.: 04471-94840 / Fax: 04471-948474
eMail: museumsdorf@nwn.de / Internet: <http://www.museumsdorf.de>
Öffnungszeiten: Nov-Feb: 10-16.30 Uhr, sowie nach Vereinbarung

Ausstellungen:

bis 05.11.06

Mehr Licht! – Elektrifizierung des ländlichen

Raumes. Von der Kochmaschine zum vollautomatischen Mikrowellenherd, vom Zinkeimer zum Melkcomputer – Elektrizität, die leuchtende Kraft, hat in den letzten hundert Jahren auch das Leben auf dem Lande vollständig verwandelt. Die Ausstellung erzählt diese Geschichte der Elektrifizierung im Nordwesten.

Deggendorf

Handwerkmuseum

Maria-Ward-Platz 1 / 94469 Deggendorf / Tel.: 0991-4084 / Fax: 0991-340321
eMail: museen@deggendorf.de / Internet: <http://www.deggendorf.de/museen>
Öffnungszeiten: Di-Sa: 10-16 Uhr; So: 10-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 05.03.06

Die Handtasche – Wettbewerb für Handwerk und Design. 137 Handtaschen entworfen und gefertigt von Handwerkern und Designern aus zehn Ländern. Mit umfangreichem Begleitprogramm.

Veranstaltungen:

bis 23.12.

Bildergeschichten zum Vernaschen. Weihnachtsprogramm für Schulklassen nach telefonischer Anmeldung.

Stadtmuseum

Östlicher Stadtgraben 28 / 94469 Deggendorf / Tel.: 0991-4084 / Fax: 0991-340321
eMail: museen@deggendorf.de / Internet: <http://www.deggendorf.de/museen>
Öffnungszeiten: Di-Sa: 10-16 Uhr; So: 10-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 05.03.06

Die Handtasche – Kleine Kultgeschichte eines Frauenlieblings. Historisches, Witziges,

VERANSTALTUNGSKALENDER

bis 15.01.06
Veranstaltungen:
04.12.

Kultisches und Psychologisches zum Thema Handtasche. Mit umfangreichem Begleitprogramm.
Hans Körnig (1905-1989). Malerei und Grafik.

Handtaschenversteigerung. Neue Handtaschen der Patchworkgruppe Niederalteich und der Firma Picard, Offenbach, werden zu Gunsten des Frauennotruf Deggendorf e.V. versteigert. Anschließend gibt es Kaffee und Kuchen im Museumscafe.

Führungen:

18.12.05., 15.00 Uhr **Kleine Kultgeschichte der Handtasche,** Sonntagsführung. Brigitta Petschek-Sommer M.A. führt durch die Sonderausstellung im Stadtmuseum.

Hanau

Deutsches Goldschmiedehaus Hanau

Altstädter Markt 6 / 63450 Hanau / Tel.: 06181-295430 / Fax: 06181-20291

Internet: <http://www.museen-hanau.de>

Öffnungszeiten: Di-So: 10-12 Uhr & 14-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 08.01.06

Reflexionen in Stein – Bernd Munsteiner. Seit Jahrtausenden stehen Edelsteine als Sinnbilder der Unvergänglichkeit für die Begegnung des Menschen mit der Gottheit, sind sie Teil der Welt des Heiligen und des Sakralen, bringen als magische Steine Glück oder Unglück, Leben oder Tod. Bernd Munsteiner, geboren 1943, hat sich als erster zeitgenössischer Künstler auf die Suche nach der Aura des Kristalls begeben. Seit mehr

als vierzig Jahren schleift er zunächst Achate, später ausschließlich transparente Steine zu Bildern, Objekten, Schmuck und Skulpturen.

Kaufbeuren

Kunsthau Kaufbeuren

Spitaltor 2 / 87600 Kaufbeuren / Tel.: 08341-8644 / Fax: 08341-8655

eMail: tourist-information-kaufbeuren@online-service.de / Internet: <http://www.kaufbeuren.de/tourismus>

Öffnungszeiten: Di-Fr: 11-18 Uhr; Do: 11-20 Uhr; Sa-So/Feiertage: 11-17 Uhr; Mo geschlossen

Ausstellungen:

01.12.-19.02.06

Unheimlich jung. Kinder und Jugendliche sind für Erwachsene oft unverständlich. Ihre Umgangsformen und Gewohnheiten werden als anders, als fremd und dadurch vielleicht sogar als bedrohlich erlebt. Die Ausstellung geht diesem Thema nach, jedoch ohne einseitig Position zu beziehen. Nicht Kindheitsdarstellungen sind ihr Fokus, sondern der Grenzbereich, in dem die Wahrnehmung von Kindheit und Jugend kippt und diese etwas Verstörendes erhält.

Kempton

Kunsthalle Kempton

Memminger Straße 5 / 87439 Kempton / Tel.: 0831 2525-200 / Fax: 0831-2525-463

eMail: museen@kempton.de / Internet: <http://www.kempton.de>

Öffnungszeiten: Di-So: 10-16 Uhr

Ausstellungen:

bis 22.01.06

>>anima<<

VERANSTALTUNGSKALENDER

- 11.-26.03.06 **Zwiesprache IV.** Kunstaussstellung des BBK Schwaben-Süd e.V.
- 01.04.-21.05.06 **Der Atem der Zeit.** Fotografien.
- 25.05.-18.06.06 **Architektur im Allgäu.** Präsentation des Architekturführers des Architekturforums Kempten.

Leinfelden-Echterdingen

Deutsches Spielkarten-Museum

Schönbuchstr. 32 / 70771 Leinfelden-Echterdingen / Tel.:0711-7560-120 / Fax: 0711-7560-121
eMail: spielkartenmuseum@le-mail.de / Internet: <http://www.spielkartenmuseum.de>
Öffnungszeiten: Do-Sa: 14-17 Uhr; So & Feiertage: 11-17 Uhr (24./ 31.12./01.01. geschlossen)

Ausstellungen:

- bis 08.01.06 **Blatt um Blatt.** Ein Kartenspiel von Christian Mitschke.
- bis 07.05.06 **Schiller, gespielt.** 200 Jahre Friedrich Schiller und seine Werke auf Spielkarten.

Mannheim

Reiss-Engelhorn Museum Mannheim

Zeughaus C5 / 68159 Mannheim / Tel.: 0621-293315 / Fax: 0621-2939539
eMail: reissmuseum@mannheim.de / Internet: <http://www.reiss-museum.de>
Öffnungszeiten: Di-So: 10-18 Uhr

Ausstellungen:

- bis 29.01.06 **SchillerZeit in Mannheim.** Aufenthalt im „ausländischen“ Mannheim ohne Erlaubnis, tumultartige Begeisterung bei der Uraufführung der Räuber, Flucht aus Stuttgart und schließlich zwei Jahre in Mannheim, bestimmt von schwerer

Krankheit, einem Berg von Schulden, von Amouren und der großen Liebe, von Feindschaften und Freundschaften und immer von uneingeschränkter schöpferischer Kreativität. Die Ausstellung beleuchtet diese Aspekte dieser in Leben und Werk Fridrich Schillers so wichtigen Jahre.

München

Deutsches Museum

Museuminsel 1 / 80538 München / Tel.: 089-21791 / Fax: 089-2179324
eMail: info@deutsches-museum.de / Internet: <http://www.deutsches-museum.de>
Öffnungszeiten: Mo-So: 9-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 30.12.

Leben mit Ersatzteilen. Die Sonderausstellung schildert in acht Themenbereichen, welche Hilfen Medizin und Technik dem Menschen bieten, wenn wichtige Funktionen des Körpers versagen.

bis 30.12.

Abenteuer der Erkenntnis – Albert Einstein und die Physik des 20. Jahrhunderts. Die Ausstellung spürt den herausragenden Entdeckungen Albert Einsteins anhand seltener, historischer Originalobjekte nach und gibt gleichzeitig Einblicke in aktuelle Forschungsthemen der Physik und Kosmologie.

bis 06.01.06

Oskar von Miller (1855-1934). Zum 150. Geburtstag des Gründers des Deutschen Museums.

bis 31.01.06

Über Unter Tage. Im Jahr 2000 begann Ursel Maxisch den untertägigen Bereich des deutschen Steinkohlebergbaus zu fotografieren. Durch den Verzicht auf aufwändige Fototechnik und Blitzlicht gelangen der Düsseldorfer Fotografin einzigartige, authentische Eindrücke von unter Tage.

bis 04.12.

Einsteins Gegner. Die antirelativistische Literatur der frühen 20er Jahre.

Kulturreferat der Landeshauptstadt München

Burgstr. 4 / 80313 München / Tel.: 089-23324379 / Fax: 089-23325619

Ausstellungen:

15.12.-08.01.06

Die Pfarrei Sendling und die Mordweihnacht 1705. Ausstellung des Archivs des Erzbistums München und Freising in Zusammenarbeit mit der Pfarrei St. Margaret.

Ausstellungsort: Alte Sendlinger Kirche.

Münchner Stadtmuseum

St.-Jakobs-Platz 1 / 80331 München / Tel.: 089-23322370 / Fax: 089-23325033

eMail: stadtmuseum@muenchen.de / Internet: <http://www.stadtmuseum-online.de>

Öffnungszeiten: Di-So: 10-18 Uhr

Ausstellungen:

23.12.-26.02.06

Memento 1705 – Die Sendlinger Mordweihnacht. In Bayern und München herrscht nach der verlorenen Schlacht bei Höchstädt der österreichische Kaiser. Die Kaiserlichen unterdrücken Stadt- und Landleute mit überhöhten Steuern und Zwangsrekrutierungen. In Unterbayern und im Oberland rührt sich der Widerstand. Es kommt zu Aufständen, die 1705 in Sendling und 1706 in Aindling blutig niedergeschlagen werden.

Die Ausstellung präsentiert authentische Zeugnisse über die Geschehnisse im Oberland, in München und in Sendling und zeigt u.a. am Beispiel des legendären Schmied von Kochels, wie in Bayern bis heute der Patriotismus blüht.

Murnau

Schlossmuseum

Schlosshof 4-5 / 82418 Murnau am Staffelsee / Tel.: 08841-476207 / Fax: 08841-476277
eMail: schlossmuseum@murnau.de / Internet: <http://www.murnau.de/schlossmuseum>
Öffnungszeiten: Di-So: 10-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 15.01.06

Art of Tomorrow. Hilla von Rebay und Solomon R. Guggenheim. Gegenstandslose Gemälde, Aquarelle, Collagen.

Oberschönenfeld

Schwäbisches Volkskundemuseum

86459 Gessertshausen / Tel.: 08238-3001-0 / Fax: 08238-3001-10
eMail: museum@schwaebisches-volkskundemuseum.de / Internet: <http://www.schwaebisches-volkskundemuseum.de>
Öffnungszeiten: Di-So: 10-17 Uhr, Montags außer an Feiertagen geschlossen

Ausstellungen:

bis 15.01.06

Ulrich Brauchle – Neue Bilder und Radierungen. Ulrich Brauchle hat sich mit seinen Druckgrafiken und Bildern bereits überregional einen Namen gemacht. Seine Themen sind vor allem Menschen und Landschaften. Die Bilder leben von der Spannung zwischen Gegenstand und Abstraktion.

Rain

Heimatmuseum

Hauptstr. 60 / 86641 Rain / Tel.: 09090-7030 / Fax: 09090-4529

eMail: StadtRain@t-online.de / Internet: <http://www.rain.de>

Öffnungszeiten: So: 14-16 Uhr; Mo-Fr: 9-12 Uhr; Mo-Do 14-16 Uhr und jederzeit nach Vereinbarung

Ausstellungen:

bis 05.03.06

Sacré, Schuhe und Essen – widrigenfalls wird geplündert. Krieg und Alltag 1805.

Schöngeising

Bauernmuseum Jexhof

Bauernmuseum Jexhof / 82296 Schöngeising / Tel.: 08153-93250 / Fax: 08153-932525

eMail: info@jexhof.de / Internet: <http://www.jexhof.de>

Öffnungszeiten: April-Okt: Di-So/Feiertage: 13-17 Uhr

Veranstaltungen:

03.12., 17.00 Uhr

Lichterwanderung. Eltern und Kinder unternehmen eine besinnliche Wanderung durch den von kleinen Lichtern erhellten winterlichen Wald. Dabei gibt es kleine Überraschungen zu entdecken.

09.12., 20.00 Uhr

Offenes Singen. Alle, die Freude an Advents- und Weihnachtsliedern haben und gerne in Gemeinschaft singen, sind herzlich eingeladen.

12.12., 14.30 Uhr

Knusper, knusper, knäuschen. Kinder bauen Lebkuchenhäuser. Eine Veranstaltung in Zusammenarbeit mit dem Eltern-Kind-Programm e.V. für Kinder ab 5 Jahren.

18.12., 13.00 Uhr

Lebende Krippe. Das weihnachtliche Geschehen im Stall von Betlehem wird von den Volkstanzlern aus Maisach in unsere Heimat übertragen und dargestellt.

Schwandorf

Stadtmuseum Schwandorf

Rathausstr. 1 / 92421 Schwandorf / Tel.: 09431-41553 / Fax: 09431-960948
eMail: Stadtmuseum@schwandorf.de

Ausstellungen:

bis 19.02.06

Frische Fische fischt... Fischfang und Fischzucht (in der mittleren Oberpfalz) gestern und heute. Flüsse, Weiher und Teiche – Fische, Angeln und Fischzucht sind mit der Oberpfalz heute wie gestern fest verbundene Begriffe, denn sowohl Teichwirtschaft und Fischzucht, als auch das Angeln und Flussfischen an Donau, Naab, Regen und zahlreichen Nebenflüssen haben hier eine lange Tradition. Die Sonderausstellung rückt daher sowohl uralte Methoden und die lange Tradition des Fischens in den Mittelpunkt ihres Interesses, als auch Naturkundliches zu Flora, Fauna und Gewässerkunde, die untrennbar mit dem Thema „Fischen“ verbunden sind.

Speyer

Historisches Museum der Pfalz Speyer

Domplatz / 67324 Speyer / Tel.: 06232-13250 / Fax: 06232-132540
eMail: info@museum.speyer.de oder jurnus@museum.speyer.de / Internet: <http://www.museum.speyer.de>
Öffnungszeiten: Di-So: 10-18 Uhr

Ausstellungen:

bis 26.02.06

Tabaluga, Löwenzahn & Co. – So wird Fernsehen gemacht. Fernsehen gehört heute zum Alltag der Kinder. Viele Kinderzimmer sind mit einem

VERANSTALTUNGSKALENDER

- bis 05.02.06 eigenen TV-Gerät ausgestattet und die Stars der Sendungen sind zum festen Freundeskreis der jungen Zuschauer geworden. Aber was wissen die Kinder wirklich über das Fernsehen? Die Mitmachausstellung zeigt Kindern von 6 bis 12 Jahren, wie Fernsehen funktioniert.
- Spurensuche in der Pfalz 2001-2004.** Nach der erfolgreichen Ausstellung „Spurensuche 2000“ stehen in der neuen Präsentation spektakuläre Neufunde und aktuelle Forschungsergebnisse im Mittelpunkt. Außerdem werden archäologische und naturwissenschaftliche Methoden dargestellt, die in letzter Zeit verstärkt in der Pfalz Anwendung fanden.
- Veranstaltungen:**
11.12., 14-17 Uhr Am „**International Children’s Day of Broadcasting**“ gibt es eine Überraschung. Der neue „1, 2 oder 3“-Moderator, Daniel Fischer, ist zu Gast im Museum.
- Vorträge:**
08.12., 19 Uhr **‘Widderkopfmänchen’ und Co. – Eisenzeitliche Funde aus einer Siedlung in Esslingen**, Dr. Andrea Zeeb-Lanz.
19.01.06, 19 Uhr **Ausgrabungen auf der Burg Lemberg**, Dr. Fridolin Reutti.
02.02.06, 19 Uhr **Erforschen ohne zu zerstören: Luftbildarchäologie und Geoprospektion**, Dr. Rüdiger Schulz.

Stuttgart

Württembergisches Landesmuseum Altes Schloß

Schillerplatz 6 / 70173 Stuttgart / Tel.: 0711-2790 / Fax: 0711-279-3499
 eMail: wlm-foerderges@landesmuseum-stuttgart.de / Internet: <http://www.landeseuseum-stuttgart.de>
 Öffnungszeiten: Di: 10-13 Uhr; Mi-So: 10-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 01.01.06

Zur Krippe her kommet – Neapolitanische Krippen aus Torre del Greco. Wo würde heute die Weihnachtsgeschichte stattfinden? Auf diese Frage geben die neapolitanischen Krippenbauer eine eindeutige Antwort. Sie stellen seit dem 18. Jahrhundert das Weihnachtsgeschehen mitten hinein ins jeweils gegenwärtige bunte Leben von Neapel.

Veranstaltungen:

02.12., 12.30 Uhr

Konzerte zur Mittagszeit. Saskia Paulsen, Klasse Prof. Araiza und Sybille Wössner, Klasse Frau Ong.

03.12., 10.00 Uhr

Die Weihnachtsgeschichte. Museum intensiv mit Dr. Helga Müller-Schnepper.

06.12., 10.00 Uhr

Mit dem Zeichenstift durch das Museum. Unter Anleitung des Stuttgarter Künstlers Michael Lesehr.

09.12.

Konzerte zur Mittagszeit. Yuko Nagashima, Klasse Prof. Ratusins.

13.12., 10.00 Uhr

Mit dem Zeichenstift durch das Museum. Unter Anleitung des Stuttgarter Künstlers Michael Lesehr.

Führungen:

04.12., 11.00 Uhr

Keltische Fürstensitze im deutschen Südwesten – die ersten Städte nördlich der Alpen?
 Thomas Hoppe M.A.

11.12., 15.00 Uhr

Zur Krippe her kommet. Dr. Susanne Bosch-

VERANSTALTUNGSKALENDER

- 08.12., 12.30 Uhr Abele.
Zu fein für die Nase. Das Taschentuch zwischen Spitze und „Tempo“. Viktoria Klutmann M.A.
- 18.12., 15.00 Uhr **Prosepi napoletani di Torre del Greco.**
Dr. Michael Lesky.
- 26.12., 15.00 Uhr **Zur Krippe her kommet.** Holger Starzmann.
- 01.01.06, 15.00 Uhr **Zur Krippe her kommet.** Holger Starzmann.

Ulm

Donauschwäbisches Zentralmuseum

Schillerstr. 1 / 89077 Ulm / Tel.: 0731-962540 / Fax: 0731-96254200
eMail: info@dzm-museum.de

Ausstellungen:
bis 29.01.06

Rumänische Malerei im 20. Jahrhundert. Bilder aus der Sammlung Suciú. In Kooperation mit der Galerie Emilia Suciú zeigt das Donauschwäbische Zentralmuseum aus einer umfangreichen Privatsammlung eine Auswahl von ca. 100 Werken der „Malerei des 20. Jahrhunderts“ aus Rumänien. Erstmals wird damit ein Überblick angeboten über das Schaffen europäisch orientierter Künstler in einem Land Ostmitteleuropas, das oft im Schatten der dominierenden Ergebnisse der zeitgenössischen Kunst der Metropolen stand. Arbeiten auf Leinwand und Papier belegen den Rang von über 60 Künstlern, die dem Zeitgeist der und Moderne verpflichtet, den europäischen Kontext immer vor Augen hatten, gleichzeitig aber unter den bestimmenden geschichtlichen Bedingungen ihrer Heimat arbeiteten. Dokumentarisch wird hier der Blick auf die gültigen Tendenzen der europäischen Moderne in

- bis 29.01.06 einem gar nicht so fernen Land mit seiner Jahrhundert alten multiethnischen Tradition gelenkt. **Zehn Neue für Europa.** Die EU-Erweiterung im Spiegel der Karikatur. Im Mai 2004 wuchs die Europäische Union schlagartig von 15 auf 25 Mitgliedsstaaten. Das löste damals in den alten EU-Ländern nicht nur Begeisterung, sondern auch Sorge aus. Wie aber erging es den Menschen in den zehn Beitrittsländern? Welche Befürchtungen, welche Hoffnungen verbanden sie mit dem Beitritt? Eine Antwort darauf geben die bekanntesten Karikaturisten aus den neuen EU-Ländern – mal erheiternd, mal kritisch, stets europaweit verständlich.
- Veranstaltungen:**
- 01.12., 19.00 Uhr **Erzählcafé: Geflüchtet, vertrieben, deportiert.**
- 04.12., 14.00 Uhr **Weihnachten in Siebenbürgen.** Familiennachmittag.
- 08.12., 19.00 Uhr **Eine kulturgeschichtliche Bildbetrachtung mit Musik und Literatur.** Ausgewählte Bilder der Ausstellung werden einer genaueren Betrachtung unterzogen und in ihren kulturhistorischen Kontext gesetzt.
- 14.12., 14.01.06,
15.00 Uhr **Was der Pinsel vom Leben erzählt.** Museumspädagogisches Begleitprogramm zur Ausstellung „Rumänische Malerei im 20. Jahrhundert. Bilder aus der Sammlung Suciuc“
- 19.01.06, 14-17 Uhr **Der gedeckte Tisch.** Decken – Malen – Essen – und wieder Malen. Malerei rund um die Tafel für Kinder der 5. und 6. Klasse. Museumspädagogisches Begleitprogramm in Zusammenarbeit mit der Kulturwerkstatt kontiki.
- 25.01.06, 18.00 Uhr **Kunst in den Abendstunden.** Das Museum lädt ein zu einem gemütlichen Spaziergang mit einem Glas Wein durch die rumänische Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts.

VERANSTALTUNGSKALENDER

Führungen:

11.12., 25.12.,
08.01.06, 22.01.06,
14.00 Uhr

Öffentliche Führung durch die Ausstellung
„Rumänische Malerei im 20. Jahrhundert. Bilder
aus der Sammlung Suciú“.

Ursberg

Klostermuseum

Klosterhof 2 / 86513 Ursberg / Tel.: 08281-92-2121 / Fax: 08281-92-1003
Internet: <http://www.ursberg.de>

Ausstellungen:

01.12.-02.02.06 **Jesuskinddarstellungen aus Wachs und
Weihnachtsschmuck.**

03.02.06-31.03.06 **Möbelskizzen im Stil des Barock, Rokoko, Klas-
sizismus und Biedermeier.**

01.04.06-31.05.06 **Verzierte Ostereier in verschiedenen Techni-
ken.**

01.06.06-31.07.06 **Russische Ikonen aus dem 18. und 19. Jahr-
hundert.**

Waldenbuch

Museum für Volkskultur in Württemberg, Außenstelle des W.L. / Schloß Waldenbuch

71111 Waldenbuch / Tel.: 07157-8204

Internet: http://www.landesmuseum-stuttgart.de/aussenst_waldenbuch.htm

Öffnungszeiten: Di-Sa: 10-17 Uhr; So: 10-18 Uhr

Ausstellungen:

bis 08.01.06 **Der Tiroler Krippenberg.**

bis 22.01.06 **Guck mal! Guckkastenbilder ... und die Lust am
Sehen. Durch Guckkästen schauten früher die**

Leute, um einen Blick in die weite Welt zu erhaschen. Ein Guckloch eröffnete den Blick auf optisch vergrößerte Bilder, die ferne Städte und exotische Landschaften zeigten. In heutiger Zeit hat der Fernseher die Rolle der Guckkästen übernommen. Von damals zu heute ist es ein großer Schritt. Die Lust am Sehen allerdings verstanden die Menschen immer wieder, mit den unterschiedlichsten Apparaturen oder einfach mit dem Blick durch das Schlüsselloch zu befriedigen. Erfreuen Sie sich an der Vielfalt farbiger Guckkastenbilder des 18. Jahrhunderts, schauen Sie durch einen originalen Guckkasten aus dieser Zeit, oder auch durch ein Stereoskop und andere Sehmaschinen neuerer Art. Machen Sie eine Reise mit den Augen durch vergangene Zeiten und begegnen Sie dabei zugleich der Schaulust unserer Tage.

IMPRESSUM

Herausgeberin

Prof. Dr. Sabine Doering-Manteuffel

Redaktion

Ina Jeske, Diana Moraru

Lektorat

Gudrun Nelle

Anschrift der Redaktion

Europäische Ethnologie/Volkskunde

Universität Augsburg - Universitätsstraße 10 - 86135 Augsburg

Tel.: 08 21 - 598 - 5547 - Fax.: 08 21 - 598 - 5501

E-mail: volkskunde@phil.uni-augsburg.de

Die Augsburger Volkskunde im Internet

<http://www.philhist.uni-augsburg.de/lehrstuehle/volkskunde/>

Druck

Maro-Druck - Zirbelstraße 57a - 86154 Augsburg

ISSN-Nr. 0948-4299

Die Augsburger Volkskundlichen Nachrichten erscheinen im Selbstverlag. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Datenträger sowie Fotos übernehmen die Redaktion bzw. die Herausgeber keinerlei Haftung. Die Zustimmung zum Abdruck wird vorausgesetzt. Eine Haftung für die Richtigkeit der Veröffentlichungen kann trotz sorgfältiger Prüfung der Redaktion vom Herausgeber nicht übernommen werden. Die gewerbliche Nutzung ist nur mit schriftlicher Genehmigung der Herausgeberin zulässig. Das Urheberrecht für veröffentlichte Manuskripte liegt ausschließlich bei der Herausgeberin. Nachdruck sowie Vervielfältigung, auch auszugsweise, oder sonstige Verwertung von Texten nur mit schriftlicher Genehmigung der Herausgeberin. Namentlich gekennzeichnete Texte geben nicht in jedem Fall die Meinung der Herausgeberin oder der Redaktion wieder.
